P.o.germ.
599
y-3

Carlsruhe d. Kunstverlag

WEILBURG.

Nassau

in seinen

Sagen, Geschichten und Liedern

fremder und eigner Dichtung

von

Alois Henninger.

Dritter Band:

Die Lahn und der Westerwald.

Wiesbaden,
Druck und Verlag von A. Scholz.
1845.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Uns ist in alten mären wunders vil geseit
Von helden lobebären, von grozer kuonheit,
Von fröuden hochgeziten, von weinen und von klagen,
Von küener recken striten muget ir nu wunder hören sagen.

Der Nibelunge Not.

Die Lahn und der Westerwald.

Die Nixe der Lahn.

Silbern liegt des Mondes Helle
Auf dem schönen Thal der Lahn,
Und es wiegt auf dunkler Welle
Sich ein schilfgeflochtner Kahn.
Eine Jungfrau sitzt am Steuer,
Ihr Gesicht ist reizend blaß;
Doch ihr Auge glänzt voll Feuer
Durch den Schleier, grün und naß.

Mit dem blauen Blumenkelche,
Den sie hält in ihrer Hand,
Spielen mild die Lüfte, welche
Flüstern von des Ufers Rand.
Und sie singt mit süßem Klange
Ein so wundersames Lied,
Daß dem holden Zaubersange
Lauschend nach das Fischlein zieht.

Doch jetzt wirft sie ihre Hülle
Ab und in dem Mondenschein
Wiegt sie auf der Wasserfülle
Ihre Glieder, zart und fein,
Schaukelt sich von einer Welle
Leise zu der andren fort,
Bis des Mondes Silberhelle
Deckt die graue Wolke dort.

Ihren grünen Schleier theilt sie
Mit den zarten Händen nun
Und ins Schilf des Strandes eilt sie,
Auf den Zweigen auszuruhn.
Freundlich nach dem Pfad am Ufer
Aeugelt sie und schließt mit Lust
Den geliebten, bangen Rufer
An die zartgewölbte Brust.

Schützerin vor Durst und Brande,
Schlingt besorgt um Dorf und Stadt
Sie, gleich einem Silberbande,
Ihre Arme, weich und glatt,
Die dem Feind in trüben Tagen
Kühn entgegen sie gestemmt,
Die zur Abwehr mancher Plagen
Ihm den schnellen Lauf gehemmt.

Doch wohin ist es gekommen,
Jenes zartgewebte Bild?
Seinen Platz hat eingenommen
Eine Scene, graus und wild!
Ihren weiten, grünen Schleier
Hat die Jungfrau aufgerollt,
Der des Sängers Liedesfeier
Kaum der Milde Lob gezollt.

Ihre Wangen scheinen blässer,
Und ihr Auge sprühet Zorn;
Hochauf schäumen die Gewässer,
Rauschend über Stock und Dorn:
Und es scheint, als ob sie triebe
Selbst die Wellen an zur Wuth,
Gleich als wollte ihre Liebe
Sie begraben in der Fluth.

Doch schon liegt des Mondes Helle
Wieder auf dem Thal der Lahn,
Und es wiegt auf glatter Welle
Sich der schilfgeflochtne Kahn.
Herzen, die aus Liebe grollen,
Hegen keinen langen Zorn:
Thränen, die dem Aug entrollen,
Sind des nahen Friedens Born.

Kaiser Wenzel.[1]

„Was schiert mich Reich und Kaiserprunk
Mit all den bösen Plagen?
Will mir viel besser doch ein Trunk
In Ruhe hier behagen!"
So sprach der Kaiser Wenzeslaus
Und trank den vollen Humpen aus
Beim Königsstuhl zu Rhense.

Drauf Churfürst Ruprecht von der Pfalz
Hub an: „Mein Herr und Kaiser,
Ihr sprecht anjetzt mit vielem Salz
Vom rothen Asmannshäuser.
Doch glaubt mirs, ich bericht euch recht:
Auch Bacharacher schmeckt nicht schlecht
Beim Königsstuhl zu Rhense."

Und als der Kaiser Wenzel das
Und all die Herrn vernommen,
Da ließen sie von dort ein Faß
Des edlen Weines kommen;

[1] Dieses Gedicht zeigt, wie die Entthronung Kaiser Wenzels des Faulen, der sich um das Reich wenig kümmerte und für vier Faß Bacharacher die Stadt Nürnberg von ihren Pflichten gegen ihn lossagte, vorbereitet wurde, die am 20. August 1400 in der Liebfrauenkapelle zu Oberlahnstein erfolgte. Der hier genannte Ruprecht von der Pfalz († 1410), schon seit 1394 Reichsverwalter, wurde nun als König erwählt. A. H.

Und setzten sich früh Tages dran
Und schenkten ein und stießen an
Beim Königsstuhl zu Rhense.

Der Kaiser sprach: „Der Wein schmeckt mir,
Das sag ich ohn Bedenken;
Und wer des edlen Weines hier
Genug mir wollte schenken,
Dem gäb ich meine Kron zum Dank!"
Er sprach es, schwieg und trank und trank
Beim Königsstuhl zu Rhense.

„Wohlan, den Handel geh ich ein!"
Sprach Ruprecht mit Behagen.
„Ich will statt eurer Kaiser sein
Und eure Krone tragen.
Vier Fuder, dünkt mich, sind genung;
Die dienen euch derweil zum Trunk
Beim Königsstuhl zu Rhense."

„Nimm Scepter, Hermelin und Kron,
Nimm Alles, was ich trage;
Doch quält dich Zwietracht einst und Hohn,
So denk an mich und sage:
Der Wein ist mehr, als Kronen werth,
Das hat ein Kaiser mich gelehrt
Beim Königsstuhl zu Rhense!"

F. G. Drimborn.

Geistesgruß.
(Gedichtet beim Anblick von Lahneck.)

Hoch auf dem alten Thurme steht
Des Helden edler Geist,
Der, wie das Schiff vorüber geht,
Es wohl zu fahren heißt.

„Sieh, diese Senne war so stark,
Dies Herz so fest und wild,
Die Knochen voll von Rittermark,
Der Becher angefüllt:

Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt die Hälft in Ruh,
Und du, du Menschenschifflein, dort,
Fahr immer, immer zu!"

v. Göthe.

Die Templer von Lahneck.[1]

Wer kämpft an Lahnecks Thor so kühn
In dieser wilden Nacht?
Der Donner rollt, die Blitze glühn,
Der Feind stürmt an mit Macht.
Das sind zwölf edle Tempelritter! —
Die Schwerter glänzen im Gewitter
In ihrer kühnen Heldenhand,
Sie kämpfen gewaltig um Ehr und Land.

Ha! schon ein greiser Bruder fällt,
Heiß überströmt von Blut.
„Ergebt euch nicht!" so ruft der Held,
„Es droht Verrath und Gluth!
Gedenkt an alle hohen Geister,
Gedenkt an unsren edlen Meister,
Der für des Ordens heilges Recht
Gelitten den Tod als getreuer Knecht!"

[1] Der Ritterorden der Tempelherrn, gestiftet von Hugo von Pajens 1118 zur Zeit des ersten Kreuzzugs und genannt nach ihrem ersten Hause, welches zu Jerusalem nicht weit von Salamons Tempel stand, hatte, wie die Johanniter oder Malteser (1099), die Bestimmung, gegen die Ungläubigen zu kämpfen, Kranken zu pflegen, Pilger zu geleiten und die Unschuld zu schützen, und wurden 1307—1312 auf höchst gewaltsame und blutige Weise aufgehoben. A. H.

Er sagts und wirft im Sterben wild
Das Schwert noch in den Feind;
Dann ruht er still und todesmild,
Von keinem Aug beweint.
Doch mancher Freund blickt traurig nieder
Auf die gefallnen Heldenglieder.
Der laute Ruf den Sturm durchbricht:
„Wir sterben kühn und ergeben uns nicht!“

So kämpfen sie die halbe Nacht,
Die kühnen Templer, fort,
Und als das Morgenroth erwacht,
Da steht noch Einer dort.
Noch Einer wahrt die morsche Brücke
Mit blutgem Schwert und finstrem Blicke;
Voll Ehrfurcht ruft der Feind ihn an:
„Halt ein, denn dein Arm hat genug gethan!“

„Und hab ich auch genug gethan,
So will ich kämpfen doch.
Wer wagts und macht sich kühne Bahn
Zu mir aufs Brückenjoch?“
Der Templer rufts mit starker Stimme,
Der Feind vernimmts in stolzem Grimme;
Sein hoher Führer im Ritterkleid
Stürzt wild heran zum gewaltigen Streit.

„O! höret auf mit Kampf und Wuth!
Ein Bot vom Kaiser naht:
Er schützt fortan der Templer Gut
Und bietet Ehr und Gnad.“
„Bei Gott ist Gnade!“ der Templer spricht,
„Doch bei den Menschen, da ist sie nicht!“
Und von der Brücke mit ins Grab
Er reißet im Ringen den Feind mit hinab.

Adelheid v. Stolterfoth.

Ems.

Wie fließt die Lahn so sanft und schön
Durchs enge, grüne Thal;
Die Rebe klimmt hinan die Höhn
Der Felsen, schroff und kahl!

Mit Früchten herrlich prangt der Baum,
Es wogt das Aehrenfeld;
Vereint sind in dem kleinen Raum
Die Schätze einer Welt.

Die Luft so mild, so lieblich lau,
Der Born so segenreich;
Der Aether glänzt im reinsten Blau,
Hesperiens Himmel gleich.

Ach, manches Herz, von Sorgen schwer,
Sucht Hilfe an dem Quell;
Jahrhunderte schon kam man her,
Stets fließt der Born noch hell.

Voll Hoffnung fühlt die kranke Brust
Am heilgen Quell sich leicht;
Der Zukunft denket man mit Lust,
Man ahnt den Zweck erreicht.

Wie manch Geschlecht an deinem Rand
Wirst du, o Quell, noch sehn,
Wie mancher noch aus fernem Land
Gesundheit hier erflehn!

Die Seele schwingt mit dem Choral
Voll Andacht sich zu Gott;
Das Echo wiederhallt im Thal:
Nun danket Alle Gott!

***

Der Bubenquell zu Ems.[1]

Zu Ems im Winterlager nach manchem heißen Straus
Ruht von den Schlachtgebresten Germanicus sich aus;
Doch ob auch mancher Lorbeer Roms Adler wieder schmückt,
Es fühlt der tapfre Feldherr sich nimmer ganz beglückt.
Was mag ihm aber fehlen, ihm, der so kühn sich schlägt,
Daß er den Ehrennamen des deutschen Volkes trägt?
O frage nicht, dem Krieger auch klopfet in der Brust
Ein Herz für Gattenliebe, ein Herz für Vaterlust!
Die erste lohnt ihn reichlich, doch ach! die letzte nicht;
Es ist die Vaterfreude, an der es ihm gebricht,
Die er erst recht vermisset, wenn Mars ins Lager zieht,
Und seine Agrippine nun täglich nah er sieht.
Das treue Weib auch grämt es, daß sich bei ihrem Bund
So lang nicht gibt die Gnade der Götter huldreich kund;
Und schwerer, immer schwerer es ihre Seele drückt,
Wann heim der Gatte kehret, mit Lorbeern neu geschmückt.
Drum fleht sie die Penaten und jede Gottheit heiß,
Die sie dem Glück der Ehe geneigt und günstig weiß;
Doch fruchtlos ist ihr Rufen, der Opferdampf verraucht,
Kein Gott bewegt die Lippen, der segnend an sie haucht.
Da schwindet ihr Vertrauen, und Trost erblüht ihr nur
Für das getäuschte Hoffen am Busen der Natur;
Drum eilt sie jetzt ins Freie hinaus noch manchen Tag,
Obgleich schon auf den Bergen der weiße Schleier lag.

[1] Ems ist nach der Meinung Einiger der Vicus Ambiatinus, wo Germanicus, der Sohn des Drusus, ein Feldlager hatte, und Agrippina ihm den Caligula (von Caliga, der Soldatenstiefel) gebar. Die römischen Geschichtschreiber Plinius und Sueton sagen nämlich, Caligula sei in einem Dorfe im Trierischen, oberhalb Coblenz (in Treviris vico Ambiatino supra Confluentes) geboren, und dieses setzen die Forscher theils nach Ems, theils nach Camp. — Als Caligula (37—41) Kaiser ward, sangen die Legionen im Winterlager:

„In castris natus, patriis nutritus in armis,
Iam designati principis omen erat“

Diese Vorbedeutung des künftigen Kaisers ward freilich wahr; aber es wirkte, wie v. Gerning scherzhaft sagt, der Emser Bubenquell ob der Geburt des bösen Herrschers nicht heilsam auf jene tugendsame Römerin. — Agrippinas spätere Zwillingsgeburt knüpft die Sage an die dortige Zwillingsquelle.

So ging sie einstens wieder, der Lagerfreuden satt,
Entlang des kleinen Flusses, das Aug von Thränen matt;
Da trat vor sie ein Mädchen, das trug ein grünes Kleid
Und frug die hohe Dame nach ihrem Herzenleid.
War es des Mädchens Antlitz, drein Adel sie gesucht,
Wars angeborne Milde, war es des Kummers Frucht,
Der auch den Stolz der Hohen herabzustimmen pflegte,
Bald hatte Agrippine das Herz ihm dargelegt.
„O edle Frau!“ beginnet da heitren Angesichts
Das Mädchen: „Preis den Göttern, ist sonst es weiter nichts!
Wißt, ich bin eine Nixe, dort perlet silberhell,
Von mir gepflegt, ein milder, ein wunderbarer Quell!
Kommt nur und trinkt sein Wasser, das hat geheime Kraft,
Und bis ins tiefste Leben dringt seiner Erze Saft:
Da beut die gute Mutter, die Alle gern bedenkt,
Natur, was ihren Töchtern die Schöpfung nicht geschenkt!“
So spricht zu ihr die Nymphe, hüllt sich in blauen Duft
Und schwebt als leichte Wolke dahin dann durch die Luft.
Doch täglich sieht man wandeln, das Auge freudenhell,
Die hoffnungslose Gattin nun an den milden Quell:
Und als die Krieger wieder nach manchem heißen Straus
Im Winterlager ruhen die Schlachtenmühen aus,
Da spielt ein frisches Bübchen auf Agrippinens Schoos,
Und überglücklich preist nun Germanicus sein Loos.
Kaum lief der Knab, da trug er ein kleines Stiefelpaar,
Woher Caligula ihn getauft die Kriegerschaar.
Er ward ein böser Kaiser und mancher süße Mund
Sprach Flüche jener Nixe, als auf dem Thron er stund.
Allein es perlt die Quelle noch heute silberhell,
Die man seit jenen Tagen genannt den Bubenquell.
Ob sie sich jede Gattin verpflichtet so zu Dank,
Die hoffnungsvoll ihr Wasser, das wunderbare, trank,
Das saget nicht die Kunde; doch scheint es anders nicht,
Weil Kränze man noch heute der milden Nymphe flicht.

Die Thurmruine zu Dausenau.

In mitternächtger Stunde, wo sich in Karls Palast
Zu Ingelheim schon Alles vergönnt des Schlummers Rast,
Sitzt unter trautem Kosen im stillen Burggemach
Ein liebetrunknes Pärchen noch bei einander wach.
Herr Eginhard und Emma, des Kaisers holdes Kind,
Die plaudern da so traulich noch spät bei Schnee und Wind
Und küßten sich dazwischen, der selgen Stunden froh,
Bis dämmernd kam der Morgen und still die Nacht entfloh.
Noch einen Kuß, dann scheiden; es ist die höchste Zeit!
Doch wehe! was beginnen? Der Hof ist überschneit,
Und was die Nacht verheimlicht, die liebegünstge Fee,
Das wird nun, ach! verrathen der neugefallne Schnee.
Stumm blicken Beide nieder und werden blaß und roth;
Allein es weiß die Liebe bald Rath in dieser Noth.
Auf Emmas zarten Schultern ragt Eginhard empor:
So trägt sie, einen Reiter, hinaus ihn bis vors Thor.
O schöne That der Liebe, warum nicht ungesehn
Ließ dich der Dämmrung Schleier, zu lohnen dich, geschehn?
Warum entziehst dem Kaiser den Schlummer du, o Nacht,
Daß er gerade heute so früh schon ist erwacht?
Weh dir! des strengen Vaters erzürntes Auge sieht
Am Fenster, wie die neue und seltne That geschieht:
Und die verstoßne Tochter umschließet bald der Thurm
Zu Dausenau, wo heute durch Trümmer heult der Sturm.
Ein wenig länger zögert Karl noch mit Eginhard,
Bis ihm als Strafe endlich das gleiche Schicksal ward:
Derselbe Thurm umschlinget auch ihn mit kalter Hand,
Und von der Theuren trennt ihn nur eine starre Wand.
Wohl wars ein großes Leid ihr, von ihm getrennt zu sein,
Doch größer ists, seitdem sie der Kerker schließet ein;
Am größten aber ward es, als nun den Liebsten nah
Sie weiß und, ach! sein Antlitz ihr trüber Blick nicht sah.
Wohl ruft sie tausendfältig den Namen Eginhard,

Wohl ruft er endlos: Emma! doch keine Antwort ward;
Das Echo nur vernahm es und gab den Ruf zurück,
Und seine leise Stimme, sie war ihr ganzes Glück.
Und wie die Rose bleichet, wenn man vom Zweig sie bricht,
Und wie das Pflänzchen siechet, wenn Luft ihm fehlt und Licht;
So welkten sie im Kerker, daß Kaiser Karl erschrickt,
Da er nach vielen Tagen einmal nach ihnen blickt.
Doch wohl dem treuen Paare, daß so ers wiederschaut!
Es lichtet sich die Wolke, die seine Stirn umgraut.
Zwar kehrt er schnell den Rücken und eilt davon im Nu,
Doch nicht mehr schließet knarrend die Kerkerthür sich zu.
O seligste der Stunden, da trunken, Brust an Brust,
Sie wieder einmal athmen der Freiheit süße Lust!
Ist Wahrheit diese Wonne, ists nur ein schöner Traum?
Sie wissen sich zu finden in ihrem Glücke kaum.
Doch nun gilt es, zu handeln; noth thut jetzt ein Entschluß!
Und bald faßt ihn die Liebe und siegelt ihn ihr Kuß.
Seht! wie sie rüstig wandern und ruhen nicht so bald,
Bis sie mit seinen Schatten umrauschet Odins Wald!
Ein Hüttchen sich zu bauen, ists Erste, was sie thun,
Und o wie glücklich fühlen sich ihre Herzen nun!
Die Arbeit treibt die Blüthen auf ihre Wangen frisch,
Und reichlich decket ihnen Zufriedenheit den Tisch.
Fünf ganze Jahre lebten sie so im Odenwald,
Und holde Kinder spielten auf Emmas Schoose bald,
Bis Karl, sie aufzusuchen, durchzog das ganze Land
Und selig pries die Stätte[1], wo er sie wiederfand.

[1] Seligenstadt am Maine, wo Eginhard und Emma beigesetzt sind, soll daher seine Entstehung und seinen Namen haben. — Eginhard war der Geschichtschreiber, Rathgeber und Gesellschafter Karls des Großen (768—816), der ihn so liebte, daß er ihm sogar seine Tochter Emma zur Gemahlin gab. Er wurde später Abt des von ihm gestifteten Klosters Seligenstadt und starb 839. Die Lebensbeschreibung seines kaiserlichen Gönners ist sein Hauptwerk.

Die Rittersfrau vom Stein.[1]

1.

Vereinsamt sitzet die Edle vom Stein
Auf der Burg im alternden Saale,
Da rufet der Wärtel: „Sie reiten herein,
Die Söhn im blinkenden Stahle!“
Wohl hatten gar edlen Ritt sie geritten
Und Limburgs trotzige Bürger bestritten.

Da sprach sie: „Ihr Knechte, rüstet ein Mahl,
Wie auf solchen Straus es gebühret!“
Doch horch! der Wärtel ruft noch einmal;
Und als hätt er die Freude verspüret,
Kommt der Ritter vom Reifenberg hergesprenget,
Der sich grüßend zwischen die Söhne dränget.

Mit dem Eidam setzt man sich fröhlich zu Tisch,
Da sagt die Hausfrau: „Wo bleiben
Die andern, sie reiten doch sonst so frisch?
Haben wohl mit den Liebchen ihr Treiben!“
Kaum sprach sies, da hört man, gleichwie gerufen,
Rossegetrampel, es donnern die Stufen.

Und die Frau erschrickt, denn es treten zugleich
In den Saal zwei Schwiegersöhne;
Sie schimmern in herrlichen Rüstungen reich:
Ihr grausts, ob der Böse sie höhne.
Und der Hatzstein und Bobenheim lustig setzen
Sich hin, ihr ermattetes Herz zu ergötzen.

[1] Diesen Vorfall erzählt die Limburger Chronik. Im Munde des Volkes erhielt er sich kurz. Großmütter hört man oft droheud zu ihren Enkeln sagen, wenn sie schrein: „Sei still, es ist einmal eine alte Frau fortgegangen und ist nicht mehr wieder kommen!“ Auch aus dem Munde der Kindermädchen vernimmt man noch manchmal diese bündige Darstellung jener Begebenheit, ohne daß ihnen die Thatsache an sich weiter bekannt wäre, ein Beweis, wie solche Sachen aus dem klaren Bewußtsein verschwinden, sich etwa als Sentenz, wie die vorstehende Drohung, noch erhalten und dann allmählich ganz erlöschen. A. H.

„Nun fehlt noch Einer, der bleibe mir aus!“
Und wie das Wort sie gesprochen,
Da tritt der Ritter von Allndorf ins Haus,
Als wärs mit den andern besprochen.
„Was Teufels, da wär ich zu kurz bald gekommen!
Da seht ihr, was Weiberliebe mag frommen.

Eure Tochter, Frau Mutter! wollt gar nicht mich lassen,
Allein ich witterte seltene Kost
Und eilte, bei Zeiten den Zügel zu fassen,
So kam ich noch grade zum schäumenden Most.“
Die Hausfrau sitzt stumm in der Söhne Mitten
Und beginnet, den Himmel um Demuth zu bitten.

Wohl kreiset der Becher, und schäumet und kreist,
Bis er aller Verlangen gestillt;
Doch die edle Hausfrau erstehet und heißt
Ihn wieder füllen, und mild
Und heiter spricht sie: „Ich kann es nicht wehren,
Allein sechs Ritter, zu viel ists der Ehren!

Zum Letzten trink ich den vollen Pokal,
Daß Gesundheit euch immerdar werde:
Auch meinen ritterlichen Herrn nicht vergeß ich zumal,
Er ruht in der kühligen Erde!“
Man achtet des Worts nicht, sie geht, und vernommen
Hat Niemand, wohin die Edle gekommen.

G. E. Braun.

2.

„Dieser Ehren ist zu viel!“ sprach die edle Frau vom Steine,
„Auch das Glück will End und Ziel, Ziel, noch Ende hat das meine.

Beide Söhne sind vermählt, sind ein Schmuck des Ritterstandes,
Drei der Töchter auserwählt haben Edle dieses Landes.

Blieb mir noch das letzte Kind, heute gab ichs einem Grafen,
Also daß es zwölfe sind, die sich hier zur Hochzeit trafen.

Nun gedoppelt ist die Zahl, Töchter sechs und sechs der Söhne,
Mahnt es mich beim frohen Mahl, wie ich das Geschick versöhne:

Denn der Ehren ist zu viel, denn zu viel ist dieser Ehren!"
Becherklang und Saitenspiel überschallt oft weise Lehren.

Unbeachtet blieb das Wort; aber schon am andern Morgen
War des Hauses Mutter fort, war das Haus in Angst und Sorgen.

Nimmer kehrte sie zurück, wieder sah sie nicht die Lieben;
Sühnen wollte sie das Glück: Niemand weiß, wo sie geblieben.

Ob sie sich der Welt begab in der abgeschiednen Zelle,
Ob das Opfer weit hinab trug der Lahn, des Rheines Welle.

Fortgeblüht hat ihr Geschlecht herrlich bis zu unsren Tagen,
Einen Freiherrn, recht und echt, Deutschland noch zuletzt
getragen.

K. Simrock.

3.

Die Mutter.

Zwei Burgen auf einem Berge siehst du im Thal der Lahn,
Die eine hoch in Wolken, die andre ihr unterthan;
Die eine Fürstenwiege im stolzen Königshain,
Die andre der Rittertugend stets fester Ehrenstein.

O Nassau du! Oranien, o heller Freudenstern,
Du brichst der Zeiten Dunkel und leuchtest fern und fern,

Von Thronen hoch am Rheine und an dem deutschen Meer
Erglänzest du über die Lande und strahlest hoch und hehr.

Doch ach, die Ritterharfe, die solche Ehren preist,
Zerschellte in dem Sturme, der um die Erde kreist;
Drum nur vom andern Schlosse, der Burg, zum Stein genannt,
Erzähl ich schlichter Weise, was ich in Büchern fand.

Dort saß im Wittwenschleier auf hohem Vätersaal
Des Herrn Johann vom Steine hold, tugendreich Gemahl,
Und ihr zur Seit zwei Söhne, die sahen muthig drein,
Und vier in Züchten schöne, holdselge Töchterlein.

Da traten ein zur Stunde vier edle Ritter gleich,
Die waren hohen Stammes und aller Tugend reich:
Die warben um die Töchter, — holdselig süße Scham,
Wie da von rothen Rosen ein ganzer Frühling kam!

Und als in hohen Ehren sie saßen beim Hochzeitmahl,
Sechs ritterliche Söhne, wie lichter Sonnenstrahl,
Vier Töchter, wonnereiche, — o blüthenreiches Haus,
Da hob vom Mahl die Mutter sich auf und trat hinaus.

Sie pilgert weit und weiter, bis daß, im Thal versteckt,
Umringt von Gottes Frieden, ein Kloster sie entdeckt.
Sie kniet in Demuth nieder, zum Herrn gewandt, und spricht:
„Zu groß sind meine Ehren! zürn meinem Stolze nicht.

Laß mich in deinem Hause, des eitlen Glanzes bar,
Dir danken, daß ich Mutter so holder Kinder war.
Erleuchte meine Kinder mit echtem deutschen Sinn
Und nimm dafür im Kloster mein ganzes Leben hin!"

Da sprach zu ihr im Traume der Herr wohl dieses Wort:
„Deine Demuth will ich lehren deinem Geschlechte fort und fort,

Und ob die Burgen fallen in Nacht und Trümmer hin,
Nie stirbt in deinem Hause der echte Rittersinn."

Wilh. Genth.

Das Fräulein vom Steine.

Und ziehst du zum Gestade des vaterländschen Rheins
Und kommst auf deinem Pfade ins altergraue Mainz,
Durchwallest du die Thore, die Gassen, breit und eng,
Wo Haus und Pfalz sich reihet in rührigem Gedräng;

So wall hinein mit stolzem und festem Siegertritt,
So wall, als ob ein König vor seinem Volke schritt,
So wall, als ob du zögest an deinem Ehrentag,
Ein Bräutigam, zu führen ein hochzeitlich Gelag!

Denn diese Straße kehrte die allerschönste Hand,
Das edelste der Fräulein im weiten deutschen Land.
Dort auf dem Felsen hauste der Lahn der Herr von Stein,
Zu Mainz die Gassen kehrte sein holdes Töchterlein.

Die Franzen hatten lange das deutsche Reich verheert,
Sie maßen, wie mit Ellen, das Land sich mit dem Schwert,
Sie rissen von den Gauen sich ab den besten Theil,
Sie griffen zu, wo irgend für Sinn und Gaumen Heil.

Im deutschen Volk mit Zürnen erwacht der alte Geist,
Das noch an kühnen Herzen, an Helden nicht verwaist;
Und wie die Männer rüsten, da will auch keine Frau,
Die zarte Maid nicht fehlen am großen Wiederbau.

Da schrieb das edle Fräulein vom Stein dem Bräutigam:
„Der Rettungstag wird tagen, und enden unsre Scham.
Mein Trauter darf nicht feiern, tritt in die Reihen ein,
Nur nach dem Kampf, dem Siege mag ich sein eigen sein."

Der Brief lief gar behende, doch tückisch lauscht Verrath:
„So greift die Dirn und ihre Verwandten auf der That!
Der Vater ist in Preußen, wo er die Kriegsgluth schürt;
Die Tochter drum ergriffen, gestraft, wie sichs gebührt!"

Zu Mainz dort auf den Gassen, was ziehn die Trommeln auf?
Sie wirbeln frisch zusammen das Volk in hellem Hauf.
Geschäftig schreiten Büttel in ihrem Scharlachkleid,
Viel grimme Schergen stehen, viel Laurer da bereit.

Sie führen in der Mitte ein Kind, wie Engel, hold,
Im weißen Kleid der Unschuld, die Locken lang entrollt:
Den Besen muß sie führen in ihren Händen, weiß,
Die Gassen muß sie kehren dort in der Spötter Kreis.

Und zwischen Scherg und Büttel fegt da sie her und hin:
Ihr Bürger und ihr Bauern, höhnt sie nicht euer Sinn?
Nein, keiner will da lächeln, ernst ist jedwed Gesicht;
Darüber möcht sich ärgern mancher Franzosenwicht.

Ist nicht das Kehren Schande in der Büttel Geleit?
Doch alles Volk verneiget gar tief sich vor der Maid;
Die Köpfe sich entblößen, wie wird sie hochgeehrt!
Man wandelt, wie zur Wallfahrt, auf der Straße, die sie kehrt.

Ein Jeder denkt das Seine, Gedanken sind noch frei:
Gott gebe seinen Segen zu dieser Kehrerei.
Sei s i e der Reigenführer nach altem deutschen Brauch
Und lasse Kehraus tanzen bald jeden welschen Gauch!

Die Büttel und die Schergen ließen die edle Maid;
Bald war mit Kehraustanzen das Vaterland befreit.
Was lang in treuen Herzen Stoßseufzer nur gehaucht,
Das war in voller Wahrheit ans Tageslicht getaucht.

Drum wandelst du am Rheine zu Mainz hindurch die Stadt,
So blicke mit Verehrung auf deiner Füße Pfad,
So wandle, wie ein Bräutgam, der zum Altare tritt,
So wandle, wie ein König, in stolzem Siegerschritt!

Wilh. v. Waldbrühl.

Der Nassauer.

Am Maine dort, am lieben, goldnen Maine,
Im Hessenland,
Da saß ein Paar beim lieben, blanken Weine,
Recht Hand in Hand:
Ein Hesse wars, so einer von den blinden,
Die blind zum Wein gehn und zur Schlacht;
Ein ächtes dann von den Rheingauerkinden,
Die hell noch sehn um Mitternacht.

Die saßen fest und tranken um die Wette
Im Gartensaal,
Und heller glänzte bald der Stirnen Glätte,
Als der Pokal:
Da deckt den Himmel schnell ein Wolkenfächer,
Den Strom durchbrodelt Windesstoß,
Und Laub und Sand schon wirbelt in die Becher,
Und Tropfen rauschen, schwer und groß.

Und höflich trat der Wirth im Sammetmützchen
Zum Garten ein:
„Geehrte Herrn, da rieselt schon ein Sprützchen
In euern Wein.
Ein ächter Nassauer kommt mit grobem Schritte,
Der sitzt schon fest und droht Gefahr;
Drum kommt herein zum trocknen Trunk, ich bitte,
Der Schelm dort spasset nicht, fürwahr!"

„Ein Nassauer? — Wer?“ so zürnt das Kind vom Rheine;
„Gilt mir gar das?“
„Behüt es Gott!“ spricht jener; „den ich meine,
Der machet naß!
Das ist am Himmel dort der Wolkenschüttel,
Der rauscht im kalten West herfür,
Dringt durch den dicksten Mantel durch und Kittel,
Und heißt bei uns ein Nassauer hier!“

„Ha!“ lacht der Hesse, „Wasser ist, matt Wasser
Der Nassauer nur.
Drum schicket euch der Doktor auch die Prasser
Zur Wasserkur!
Herr Bruder, sieh! da bricht die Wolkenhalte,
Und sprützt die letzten Tropfen aus;
Die liebe Sonne guckt herab, die alte,
Der Nassauer trollt beschämt nach Haus!“ —

* *
*

Am Rheine dort, am lieben Vater Rheine,
In Nassaus Land,
Da sitzt ein Paar beim lieben, duftgen Weine,
Uns wohlbekannt:
Der Hesse ists, der guckt mit hellem Auge
Stromauf und ab, verwundert schier;
Sein Freund dabei, der schenkt nach Rheingaus Brauche
Von jedem Faß die Probe hier.

So saßen sie auf festen Eichenplanken,
Die wankten nicht;
So tranken sie, kühn flogen die Gedanken,
Doch schwankten nicht.
Wohl tapfre Thaten sind nun dort geschehen,
Die Kämpen häuften Wall auf Wall
Von Flaschen auf, wie Helden neu erstehen
Und neu auch trinken in Wallhall.

Die Sonne floh, da zitterte die Linde
Vom Windstoß kalt:
„Das ist ein Gruß vom Hessenwinde,
Der fröstelt bald;
Drum, Freundchen, komm!“ sprach der von Asmannshausen,
„Daheim ein wackres Fläschlein ruht,
Das schlürfen wir; dann mag der Hesse sausen,
In Nassau schläft sichs fest und gut!“ —

Und blinzend sah der Mond mit Silberaugen
Herab ins Glas;
Dem falben Herrn beliebts, den Rest zu saugen
Vom edlen Naß.
Kennt seine Leute schon, drum geht er gerne
Jedweden wackren Rheingaumann,
Dem spät beim Weine löschte die Laterne,
Als treuer Fackelknecht voran.

Dem folgen Beide rechts am duftgen Borde
Des hellen Rheins;
Da lag zur Linken tief an dunklem Orte
Viel Mondenscheins.
„Herr Bruder, schau!“ rief ängstlich hier der Hesse,
„Wir gehn ja mitten in den Fluß,
Der hier und dort, ich spüre schon die Nässe,
Mit heller Fluth umglänzt den Fuß!“

So hob er, wie ein Reiher, nun die Beine,
Der Fische schnalzt;
Zum Schwimmen streckt er sich im Mondenscheine,
Strampelt und walzt.
„O blinder Hesse!“ lacht der Asmannshauser,
„Du hast ja heute Doppelsicht;
Das war der Nassauer dort, der wilde Brauser,
Der blies dir an so helles Licht!

Pur Wasser ist im Rhein; nur Nassauer Wasser,
Das kocht zu Gold,
Das feuersprühend jedem fremden Spasser
Den Kopf durchrollt.
Herr Bruder, sieh! da schließt die Wolkenhalte,
Der Mond löscht seine Leuchte aus;
Gib mir den Arm, daß ich bis heim dich halte!" —
Der Hesse trollt beschämt nach Haus.

A. Calaminus.

Nassaus Helden.

Euch singt die Muse, Nassaus Krieger,
Von kühnem Blick und muthger Brust!
Des Lorbeers Zierde krönt den Sieger,
Ihm jauchzt des Lebens höchste Lust,
Wenn er mit seinem Heldenschwerte
Für heilge Güter sich bewehrte,
Und tapfer stritt mit starker Hand
Für Ehre, Recht und Vaterland.

Seht ihr die Fahne Nassaus wehen?
Die Fahne Nassaus weht zum Krieg:
Die Geister hoher Ahnen sehen
Auf Enkel nieder, winkend Sieg!
Wer kennet nicht die edlen Helden,
Von denen die Gesänge [1] melden,
Und deren Ruhm durch alle Welt
Erklang zum ewgen Sternenzelt?

[1] Sehr naiv sagt D. W. Triller:
„Von Nassaus Heldenstamm singt Hugo Grotius,
Der den Prinz Moritz auch durch ein Gedicht erhoben,
Und ob er gleich hernach viel leiden muß,
So muß man ihn jedoch als Patrioten loben."
A. H.

Als Hohenstaufens Kraft regierte,
Ertönte Nassaus Fürstenruhm,
Wo Barbarossa kühn sie führte
In Palästinas Heiligthum,
Und in dem Apenninenlande,
Am Po und an dem Tiberstrande;
Und Ruprechts, Walrams, Heinrichs Schwert,
Es war im Kampfe hochbewährt.

Der Kaiser Adolph, kriegesmuthig,
Er flieget stolz die Herrscherbahn,
Und stürmt im Kampfe, heiß und blutig,
Ein Leu, auf seine Gegner an,
Und unter seinen mächtgen Streichen
Soll Habsburg ihm vom Throne weichen;
Doch ihn verläßt das Glück, er fällt,
Im Tode noch ein würdger Held.

Wer preist euch nach Verdienst, ihr Helden,
Die furchtlos sich für Hollands Heil
Dem Spanier entgegen stellten,
Trotz Philipps Wuth und Albas Beil?
Die Menschenrechte kühn erstritten
Den Niederländern und den Briten?
Heil! eure Namen sind geweiht
Im Tempel der Unsterblichkeit!

Verschwiegner Wilhelm, klug und listig,
Du kühner Moriz, kriegsgewandt,
Und Friedrich Heinrich, muthig, rüstig,
Dem Feinde Schrecken, Heil dem Land:
Es werden eure Namen leben,
Wo Dünen sich und Schleusen heben,
So lange noch die Nordsee stürmt
An Hollands Küste, wohlgeschirmt.

Wilhelm der Dritte, froh verdanket
  Britanien dir seinen Ruhm.
So lang nicht Englands Feste wanket,
  Lebst du in seinem Heiligthum.
So lange noch des Meeres Wellen
Das freie Inselland umschwellen;
  So lange wird dein Name blühn,
  Und Nassaus Stamm bleibt ewig grün.

Drum seid ihr stolz auf eure Ahnen,
  Ihr Söhne Nassaus! Lasset euch
Zu gleichem Heldensinne mahnen,
  Und seid, wie sie, an Thaten reich!
Bringt Ruhm den reichbegabten Gauen,
Auf die des Taunus Blicke schauen,
  Wo an der Lahn, am Rhein, am Main
  Die Rebenhügel stolz sich reihn!

Wo wachsen beßre Himmelsgaben,
  Auf die mit Lust die Augen schaun,
An denen sich die Herzen laben,
  Als hier, in Nassaus goldnen Aun?
Wo strömen der Gesundheit Quellen,
Des Lebensbornes Silberwellen?
  Wo wirket die geheime Kraft,
  Die Labung und Genesung schafft?

Am Rhein, am Rhein, in Nassaus Landen,
  Wo sich der schöne Taunus hebt,
Um den die Götter Kränze wanden,
  Wo Segen wohnt, wo Freude lebt.
Frei bleibe dieses Land von Ketten,
Der Söhne Kraft, sie soll es retten,
  Wenn fremder Uebermuth ihm droht:
  Die Freiheit gilt es, oder Tod!

Heil euch im Kampfe, Nassaus Krieger,
Mit kühnem Blick und muthger Brust!
Der Lorbeer kröne Den als Sieger,
Es jauchze Dem die höchste Lust,
Der mit dem ehrenfesten Schwerte
Für heilge Güter sich bewehrte
Und edel stritt mit tapfrer Hand
Für Ehre, Recht und Vaterland!

Jos. Muth.

Drutwins I. Tod.[1]

Ich hab mich des billig vermessen,
Ehr, Lob und Preiß nicht vergessen
von dreyen Adelern wol erzogen
in einem Nist, ist nicht erlogen.
Was diß drey Brüder hen gestifft,

[1] Dieser Graf (um 900—960) wird mit ziemlicher Gewißheit als der Stammvater des laurenburgischen und nachher nassauischen Fürstengeschlechtes angenommen. Er war ein treuer Anhänger des Allemannenherzogs Hermann (†949), der ihm einige Reliquien des hl. Florin überließ, die er um 930 in der Kapelle des Lichtborner Berges aufbewahrte. Dort stand Lipporn (Löppern, Lichtborn), der Sitz seiner Ahnen, welche die Sage mit Cäsar († 44 v. Chr.) aus Rom oder der Schweiz kommen läßt, 2 Brüder, die Lebartier genannt. Von diesen war der eine Graf von Burgund, der andere Erbvogt an der Lahn, und der Name Lebartier und Löppern gibt dieser Sage einiges Gewicht. Schon sein Sohn Dudo II. († 1076) erbaute wahrscheinlich die Laurenburg in der Esterau, so genannt vom Wald Lure, oder von der weiten Aussicht, ein Lug-, Lauer- oder Lurinsland, und sein Enkel Dudo III. führte zuerst (um 1093) den Namen eines Laurenburgers, bis Drutwin IV., den die Fährte eines Hirsches in dieses wildromantische Thal brachte, 1101 die Burg Nassau erbaute, nach welcher sich nun das Geschlecht benannte. — Eine andere Meinung läßt es von den salischen Franken (Conradinern, zwischen 765 und 778) abstammen, der nicht zu gedenken, welche in Nasua, von dem Cäsar erzählt, daß er mit seinem Bruder Cimberius an der Spitze der Sueven hätte über den Rhein setzen und sich mit Ariovist vereinigen wollen, den ersten Nassauer finden will. — Die hier gegebene Thatsache trug sich bei Strüth im Einrichgau zu, und ein altes Gemälde in Schönau stellte diesen traurigen Tod Drutwins I. bildlich und reimlich dar. Mit Gefangenen und Beute siegesfreudig aus einer Fehde kehrend, wurde er in der Nähe jenes Hofes von einem Bauern, der, ein Original von Tell, hinter einem Busche ihm auflauerte, durch einen Pfeilschuß tödtlich getroffen, und starb nach einigen Stunden auf der Stätte, wo jetzt der Hochaltar jenes Klosters sich erhebt, dessen Stiftung aus der gemachten Beute er vor seinem Hinscheiden noch anordnete.

Bin ich erfarn wol durch ir Schrifft.
Rupertus, verstands mich auch recht,
ein Bischoff zu Maintz und Gottesknecht,
Düdo zu Lippurg, eyn seltzam Dingk,
das man itzundt nenndt vff dem Ringk,
da wohnten eins Ritter vnndt Knecht,
So itzundt da wohn Atzelle und Specht.
Truthwinus, ditz Lantz recht Patrohn,
von Laurenburk der edel Baron,
als der mit Recht hat bezwungen
seine feindt, all überwunden,
da sahe man nun billig vnndt eben
sein Hertz in Freuden schweben.
Aber sein freyer kühner Muth,
den er drug under seinem eisen Hut,
was ihm nicht langer dauern,
das geschah durch einen Bawern,
der macht sich bald auf die Straßen,
seinen Zorn wollt Er nit laßen.
In einem Busch lag Er verborgen,
Er wacht den Abent vnndt den Morgen
vff die Zukunft dießes Graffen,
des dott Er hat hart geschworen.
da kam geritten enndt Zellen
Truthwin mit seinen Gesellen
Ir Strudt der vff dießer fardt,
Da derselb Bawer auch auf ihn wardt.
Er schoß den Graffen vff dem Pferdt,
daß Er zv doth stürzt vff die Erdt.
Die Stath der Graff auch mircket eben,
dieweil er noch hatt das Leben.
Er war dem geistlichen Leben holt,
Er schatzt Silber und auch fein Golt.
Schonaw ein Kloster vff der Stadt
Stifft Er, da Er durchschoßen wardt.

Selig was des Graffe Truthwin,
Den heiligen Patron sant Florin
vberall sein Guth, Gält, auch Renth
erbt er in seinem lezten Testament.
Man schrieb Datum, sag ich vorwar,
Dausend, hundert, zwanzig sechs Jahr.

Alte Reimverse.

Herzog Engelbert II. von Nassau.

(† 1504.)

Wer ist es, der so einsam dort an dem Fenster sitzt,
Indeß der Freude Schimmer durch alle Straßen blitzt?
Das ist ein Kriegsgefangner, der Herzog Engelbert,
Der gegen Frankreichs König so tapfer schwang das Schwert!
„Das soll er hart mir büßen, der übermüthge Held,
Ich werde ihm entbieten ein solches Lösegeld,
Daß mit dem Korb zu Rücken daheim sein Hof und Haus
Muß wandern auf dem Bettel die Dörfer ein und aus!"
So spottet Karl der Achte, doch bleibt es keine Hehl
Dem Herzog, der zur Stunde entsendet den Befehl,
Daß man aus seinen Gütern, und blieb ihm Nichts zuletzt,
Die Summe doppelt schaffe, die Karl ihm angesetzt. —
Bald zieret seine Diener und ihn ein neu Gewand;
Sie bringen vor den König das hohe Lösungspfand.
Wie stehet der verwundert, da er die Gruppe blickt,
Auf deren Rücken golden der Bettelkorb gestickt?
„Was soll mir das bedeuten?" fragt er, von Staunen voll;
Stolz spricht drauf der Herzog: „Kein König Frankreichs soll
Durch mich zum Lügner werden, weil bis zu diesem Tag
Wohl keinen einer Lüge man überführen mag!" [1]
Es starret Karl und schweiget; drum fährt der Herzog fort:
„Wenn Majestät erlauben, so gilt es noch ein Wort!

[1] Ob dies ein bloses Compliment von Engelbert war, steht dahin; doch würde er heute diese Worte sprechen, so enthielten sie zuverlässig nur eine Artigkeit.

Sie sehen, mich zu lösen, an Geldern nicht gebrichts,
Drum nehmen wir die Würfel: Gedoppelt, oder Nichts!“
Der König, jener Aeußrung gedenk, die er gethan,
Sieht mit gar großen Augen den kühnen Herzog an;
Sehr hatte ihn verdrossen des Trumpfes herber Witz,
Nicht kann er ihn verbeißen und spricht empfindlich spitz:
„Was auf das Spiel zu setzen, ein Herzog fähig ist,
Das kann der König Frankreichs entbehrn zu jeder Frist;
Drum gehe, ich begehre nun gar kein Lösegeld!“ —
Da ging der stolze Herzog, in Wort und That ein Held.

Heinrich III. von Nassau.

(1520.)

Man ehrte die Gesetze, das Faustrecht war verbannt,
Und noch der Zwist des Glaubens im Reiche nicht entbrannt,
Der Baum des Friedens wägte die Zweige hoch und hehr,
Doch Max, der ihn gepflanzet, der Kaiser, war nicht mehr.
Da warb um Deutschlands Krone ein Königspaar zugleich,
Franz, der den Scepter führte im stolzen Frankenreich,
Und Karl, der Enkel Maxens, der Spaniens Purpur trug,
Ein Mann von seltnen Gaben, thatkräftig, stolz und klug.
Er war der Zögling Heinrichs, entstammt aus Nassaus Blut,
Und wacker ausgebildet in seiner weisen Hut,
Und näher schien dem Grafen zu Herzen nichts zu gehn,
Als mit der Krone Deutschlands geschmücket ihn zu sehn.
Zu Friederich dem Sachsen, den man den Weisen hieß,
Und dessen Einfluß Alles für ihn erwarten ließ,
Zog darum Heinrich eiligst, bevor die Wahl geschah,
Und legte seine Wünsche dem edlen Churfürst nah.
„Dem Reiche wär es Schande, erhielt das Diadem
Der Fremdling, dem, ihr wißt es, warum, die Wahl genehm:
Es gilt die Krone Deutschlands, und nur ein Deutscher soll

Dies hehre Kleinod tragen, der deutschen Ehre Zoll.
Hoch achten eure Weisheit die Fürsten insgesammt,
O folgt der hohen Liebe, die eure Brust entflammt,
Zum Wohl des Vaterlandes, und lenkt auf Habsburg Blut
Ihr Auge, das als Zögling aufwuchs in meiner Hut!"
So Heinrich, und zu Herzen nahm Friedrich sich das Wort,
Und als vereint, dem Reiche zu wählen einen Hort,
Frankfurt die Fürsten hatte, die ihm mit einem Mund
Die Krone boten, sprach er bescheiden zu dem Bund:
„Mich ehret das Vertrauen, womit ihr mich erfreut,
Doch mehr, als weise Führung, thut noth dem Reiche heut:
Der Kraft bedarf das Steuer, wenn Sturm bedroht das Schiff,
Soll jach es nicht zerschellen am wilden Felsenriff!
Schwach ist die Macht des Hauses, dem ich gehöre, nur,
Ein starkes Schwert blos hemmet und tilgt der Willkür Spur:
Um Habsburgs Stirne strahlte bisher des Ruhmes Kranz,
Es kann, es wird erhalten des deutschen Reiches Glanz!
Drum möcht ich euch empfehlen des Kaisers Enkel itzt,
Der rühmlich auf dem Throne bereits von Spanien sitzt,
Der viele Gaben einet, in Jugendfrische steht,
Und dessem Reiche nimmer die Sonne untergeht!
Weil aber Macht und Größe die Freiheit gern bedroht,
Und oft in ihrem Schimmer des Druckes Funke loht;
So lasset ihn beschwören des Reiches heilges Recht,
Daß er es nimmer kränke und übe recht und schlecht!
Zwar ist nur schwache Schutzwehr des Eides heilger Bann,
Will die Gewalt ihn brechen, die Niemand rächen kann;
Doch wenn die deutschen Herzen dem Deutschen nicht mehr traun,
Wie könnten auf den Fremden wir unsre Hoffnung baun?
Nur selten brach dem Deutschen der Deutsche noch das Wort,
Von jeher ist die Treue des Vaterlandes Hort;
Sein Schutzgeist wird es rächen, wenn Karl vergißt der Pflicht,
Und unserem Vertrauen der Stab der Wahrheit bricht!"
So Friedrich, und mit Beifall vernimmts der Fürsten Kreis,
Der sich an Oestreichs Hochsinn wohl zu erinnern weiß,

Als es die Kaiserkrone an Ludewig verlor,
Den ihm zum Gegenkönig der Baiern Anhang kor.[1]
Und Karl empfängt die Krone durch Friedrichs weisen Rath
Und seines Lehrers Liebe, der vor die Fürsten trat
Und für den Sprossen Habsburgs den Wahlvertrag beschwor,
Das nun nicht mehr die Würde des Kaiserthums verlor.
Doch ob nun auch sein Scepter ein solches Reich umfing,
Auf dessen Fluren nimmer die Sonne unterging;
Er fühlte sich verpflichtet zu Dank sein Leben lang
Dem Hause, dessen Liebe ihm diesen Sieg errang:
Denn noch auf Heinrichs Neffen, den edlen Wilhelm, trug
Er seine Neigung über, die an so mächtig schlug,
Und legte diesem Jüngling ins zarte Herz den Kern,
Der mitten in dem Drucke zum Baume wird so gern.
Und sieh! er ward zum Baume, der schöne Blüthen trug
Und eines Volkes Fesseln mit Sturmeswehn zerschlug,
Indeß auf seinem Gipfel die Krone ward gepflückt,
Die in den Niederlanden Oraniens Haupt noch schmückt.

Die sieben Fräulein von Arnstein.[2]

Auf ihres Vaters Burg am Rheine
  Wohnt oft die holde Siebenzahl
Der Fräulein von dem Adlersteine,
  Sobald der Frühling schmückt das Thal,
Und doppelt schön sind Schönbergs Hallen,
Wann dort die edlen Mädchen wallen.

[1] Nach dem Tode Heinrichs VII. von Luxemburg (1313) wurde von der östreichischen Partei Friedrich und von der bairischen Ludwig zum deutschen Kaiser gewählt. Die Schlacht bei Mühldorf 1322, wo Friedrich in Ludwigs Hände fiel, endete ihren achtjährigen Kampf; aber beide betrugen sich jetzt als ächt deutsche Biedermänner und getrost konnte der Sieger seinem gefangenen Feinde († 1330) die Beschützung seines Landes anvertrauen, als ihn selbst die Fehde daraus abrief. — Außer Heinrich war auch noch Adrian Florison von Utrecht, der nachmalige Pabst Adrian VI., und Graf Wilhelm von Croy Karls V. (1520—1558) Erzieher.

[2] Töchter des Grafen Ludwig I. von Arnstein (Lapis aquilae). Ludwigs Enkel, Ludwig III. ließ seine Stammburg 1139 in ein Kloster verwandeln und starb in

Wie fliehn so heiter da die Tage,
Belebt durch manchen hohen Gast!
Turniere, Tanz und Festgelage,
Sie reichen sich die Hände fast,
Und Freude ruft die eine Stunde
Der andren zu mit frohem Munde.

Auch Nassaus Graf besucht die Holden
Auf ihrer Frühlingsresidenz,
Die ihm mit seinen schönsten Dolden
Zu Ehren doppelt schmückt der Lenz;
Und was den Gast nur kann vergnügen,
Sieht man sie ordnen und verfügen.

So saß man bei der Laute Klängen
Einst in dem hohen Gartensaal;
Gespräche wechselten mit Sängen,
Und lustsam klang der Goldpokal:
Eins um das Andre mußte wählen
Ein Lied sich, oder was erzählen.

Es eiferten die Herrn und boten
Bald auf der Rede hohe Kunst,
Bald das gewandte Spiel der Noten,
Zu werben um die süße Gunst,
Ein Beifallswort, ein Lob der Mienen
Sich von den Schönen zu verdienen.

Gummersheim als Klosterbruder. Er wurde in Arnstein unter vielen Thränen beigesetzt. Die Grafen von Nassau, Katzenellenbogen und Dietz trugen mit den Rittern von Isenburg seine Bahre von der St. Margarethenkirche den steilen Berg hinauf nach dem Kloster. Der Arnsteiner Chronist sagt von ihm: „Er hatte mit den Armen seinen Mantel getheilt, wie der heilige Bischof Martin: damit hat er erworben ein Gnadenkleid von Purpur und Seide, die ewige Freude des Himmels.“ Von jenen 7 Fräulein kamen 2 nach Ungarn und eine nach Zütphen, eine führte sich heim der Pfalzgraf von Tübingen, eine der Graf von Laufen und eine der Graf von Isenburg. Auch Burg Nassau begrüßte eine als Gebieterin in ihren Mauern; und zwar die Vierte, welche Drutwin IV. von Laurenburg ehelichte.

Auch an den Grafen kommt die Reihe;
Der hebt bescheiden sich empor
Und spricht: „O holder Kranz! verleihe
Dem Sprecher ein geneigtes Ohr,
Dem hier die Vorzeit grauer Tage
So nahe leget eine Sage!

Auf dieser Burg, die mich seit gestern
So freundlich in die Arme schließt,
Da lebten einstens sieben Schwestern.
Stein sind sie jetzt, und zürnend fließt
Der Rhein, den ihre Anmuth freute,
Ob ihren Felsenstirnen heute!

In ihrem schönen Busen wohnte
Ein Sinn, gefühllos, wie das Erz;
Viel edler Männer Liebe lohnte
Mit schnödem Sinn ihr böses Herz,
Und Manchen machten sie zu Schanden,
Den sie gelockt mit süßen Banden.

Doch Lorelei vollzog die Rache
Für Alle, die sie kalt verschmäht,
Und denen nur zum Ungemache
Der Hoffnung Segel sie gebläht;
Im Strome durch der Fee Umgarnung
Stehn sie als Felsen noch zur Warnung!"

So sprach der Graf, und wenn die Kunde
Uns auch den Eindruck nicht erzählt,
Den er gemacht; im heilgen Bunde
Sah edlen Männern man vermählt
Noch in des Lebens Blüthenscheine
Die Fräulein von dem Adlersteine.

Lied von der Nymphe zu Geilnau.

Der Weingott, der mächtig die Herzen bezwingt,
Ist immer, wie Fürsten, von Schmeichlern umringt,
Und Hofdichter hat er in Menge.
Doch, Freunde! die göttlichen Nymphen der Fluth,
Die blühenden Mädchen, so sanft und so gut,
Entbehren noch Ehrengesänge.

Sie tränken, zerstreut durch des Erdkreises All,
Aus strömenden Urnen mit Wellenkrystall
Die dürstende Blume des Lebens.
Ein wüster Bacchant, dem ihr Nektar nichts gilt,
Erwartet das Heil, das den Urnen entquillt,
Von Aeskulaps[1] Söhnen vergebens.

Und dieser urälteste, heilige Trank
Wird, wie ein gezwungner Tribut, ohne Dank
Von König und Bettler genossen.
O wären die Mädchen nicht wundersam hold,
Sie hätten schon lange darüber geschmollt
Und uns ihre Quellen verschlossen.

Versöhnt sie geschwind, sonst erwachet ihr Zorn!
Denn Undank ist wahrlich ein stechender Dorn,
Und soll uns hinfort nicht beschimpfen.
Wir Alle bewohnen des Weingotts Gebiet,
Doch trotz der Vasallenschaft singet ein Lied
Der Wasserwelt lieblichen Nymphen!

[1] Asklepios oder Aesculap war der älteste Arzt, den man kennt. Die Bewunderung seiner Kenntniß der Kräuter und Heilmittel zog ihm göttliche Verehrung zu, und man nannte ihn einen Sohn Apollos, welcher bei den Alten auch der Gott der Arzneikunde war. Der Centaur Chiron erzog und lehrte ihn die Heilkunde der Kräuter. Jupiter erschlug ihn auf Plutos Bitte mit dem Donnerkeil. Eine Schlange, überhaupt das Sinnbild der Verjüngung, um einen Stab gewunden, war sein Symbol, und Hygiea, die Göttin der Gesundheit, seine Tochter. Die Aerzte nennt man bildlich seine Söhne. A. H.

Ihr Ruhm sei unsterblich, und allen voran
Geh strahlend die Nymphe, die sich an der Lahn
Ein freundliches Wohnplätzchen wählte!
Sie hält in dem Schoos einer Wiese still Haus
Und reicht ihren Heiltrank dem Siechling heraus,
Der schon zu den Schatten sich zählte.

Die gräßlichen Geier der Hypochondrie
Sehn neidisch mit drohenden Klauen auf sie,
Voll Wuth ob entrissener Beuten.
Doch Bacchus ist froh, daß sie Priester ihm heilt,
Die kläglich, von Zipperleins Krücken ereilt,
Des Gottes Altardienst bereuten.

Auch liebet die Nymphe sein Goldsohn vom Rhein,
Und traun! sie ist werth, seine Gattin zu sein;
Drum lasset uns beide vermählen!
Ha! ihrer Umarmung entblühet ein Kind,
Das, gleich dem Champagner, zu rauschen beginnt,
Doch Kraft hat, die Nerven zu stählen.

Dies Eigenthum stammt von der Mutter ihm an,
Die tief im Geklüft ihrer einsamen Bahn
Von Wurzeln des Eisens sich nähret.
Seht! wie dies Metall, das mit Donnergewalt,
Vom Menschen geschleudert, das Blutfeld durchhallt,
Im Urstand uns Wohlsein gewähret!

Hehr, gütig und hilfreich ist Mutter Natur!
Ach, folgte der Mensch ihrer heiligen Spur,
Wo Selbstsucht und Tücke nicht walten!
Stoßt an auf Veredlung der eisernen Welt,
Und uns mag bis dahin, wenn Gott es gefällt,
Die Nymphe von Geilnau erhalten!

A. F. E. Langbein.

Der Graf von Schaumburg und der Bauer von Staffel.

Dichte Massen Schnees noch lagen auf der steilen Bergesbahn,
Wo die Zinnen Schaumburgs ragen dort am schönen Strand der Lahn,
Während in des Thales Gründen schon des Winters Macht zerrann,
Und, den Frühling anzukünden, Keim und Knospe schon begann.
Lustig glitt ein stolzer Schlitten da durch jenes Schlosses Thor,
Und zwei Edeljunker ritten dem geschmückten Fuhrwerk vor.
Nach der Limburg mit den Knappen eilte Schaumburgs alter Graf,
Hieß sie spornen ihre Rappen und den Kutscher fahren brav.
Bunte Federbüsche wallten um das Haupt des Rossepaars,
Schellen klangen, Peitschen knallten, und es ging im Flug des Aars.
Stolzer ob des Flitters bäumten, schien es, sich die Thiere heut:
Wie sie schnaubten, wie sie schäumten, und den alten Herrn das freut!
Aber weh! mit einem Male endete die glatte Bahn,
Als sie kamen zu dem Thale, wo die Welle rauscht der Lahn.
Auf den rauhen Steinen, mitten in dem aufgethauten Koth,
Hatten mit dem lieben Schlitten Roß und Reiter ihre Noth.
Sieh, da kommt des Wegs geschritten leichten Muths ein Bauersmann
Und gewahrt erstaunt den Schlitten, der da kaum mehr weiter kann.
Doch, anstatt sie zu beklagen wegen dieses Mißgeschicks,
Sieht sein Herz man froher schlagen aus der Freude seines Blicks.
Und er zieht die Sonntagsmütze, die ihm tief im Kopfe lag,
Naht des alten Herren Sitze und beginnt: „Ei, guten Tag!

Freut mich, daß einmal erfüllet meinen Wunsch ich sehe gehn;
Denn, ich sag es unverhüllet, längst schon sehnt michs, euch zu sehn!"
Artig, wie gewohnt, entgegnet seinen Gruß der alte Graf,
Und da ihm ein Mann begegnet nie so, wie er hier ihn traf,
Lehnt er vor sich nach dem Schlage, daß er sich ihn mustern kann,
Und stellt freundlich ihm die Frage: „Kennt ihr mich denn, lieber Mann?"
„Ei gewiß!" versetzt der Bauer, „habt uns manchen Tag gewürzt;
Noch des letzten Winters Dauer ward durch euch uns sehr verkürzt!
Meine Kinder lasen täglich euer Büchlein, auserwählt,
Und mein Großahn hat unsäglich gern mir einst von euch erzählt.
Auch die Leute alle sprechen oft von euch!" — — „Mein Freund! erlaubt,
Euch einmal zu unterbrechen, wen ihr hier zu sehen glaubt?"
Spricht der Graf. — „Hm! Brief und Siegel brauch ich zum Beweise nicht:
Till seid ihr, der Eulenspiegel!" rasch der Staffler Bauer spricht.

Der Schuster auf Ardeck.

„Auf dem Rücken zugleich und im Kopfe beschwert
Mit Leder und Wein, nach der Heimath gekehrt,
Wann funkelt der Mond und die Sterne!"
So sang der Schuster, der zittert und fror,
Und, rückwärts horchend, spitzt er das Ohr:
Ein Wagen naht rasch aus der Ferne.

Er steht, den das Räuschchen ermuthiget hat:
„Nehmt," ruft er, „den Müden doch mit zur Stadt,
Sei gnädig, o Herrschaft da drinnen!"

Der eilende Wagen fährt plötzlich sacht,
Dem Schuster wird schweigend ein Plätzchen gemacht,
Dann fahren sie pfeilschnell von hinnen.

„Wie die Erde da, wie der Himmel flieht,“
Lallt der Arme, dem es im Hirne glüht,
„Wie die Rappen schnauben und brausen!“
Der Mond, der sein silbernes Licht ergoß,
Zeigt näher und näher ein stattliches Schloß:
„Wer mag in dem Schlosse wohl hausen?“

Und wie er die letzten Worte sprach,
Da stehn sie im Burghof; es öffnen den Schlag
Die flinken und eiligen Knechte.
Erstaunt sieht er rings hohe Fenster erhellt,
Doch an wen er auch immer Fragen stellt,
Da ist Niemand, der Antwort ihm brächte.

Die Herrschaft in seltsamer Tracht steiget aus,
Die Diener winken, er folget ins Haus,
Und er folget zum prächtigen Saale.
In der todtstillen Halle bemerkt er jetzt
Eine Tafel, von Rittern und Damen besetzt;
Man deutet ihm schweigend zum Mahle.

In der furchtbaren Stille, da wirds ihm so schwül,
Und über den Rücken hin läuft es ihm kühl:
„Mög Jesus mich gnädig bedecken!“
Noch sieht er, wie Alles in Nebel zerrinnt,
Er fühlt sich durchfröstelt vom scharfen Wind,
Dann sinkt er in Ohnmacht vor Schrecken.

Als der Schuster die grausige Nacht verträumt,
Und die Sonne mit Gold schon die Berge gesäumt,
Sitzt er hoch auf zerfallenen Mauern.

Mit Hilfe und Müh nur gelangt er herab.
Er welkte dahin; um ein frühes Grab
Sah der Lenz seine Lieben bald trauern.

So steiget noch jährlich im Zeitenlauf
In der Geisterstund aus den Trümmern auf
Die herrliche Ardecker Veste;
Dann sauset, gleich Sturmwind, im heilgen Advent,
Wie aus Volkes Munde ihr hören könnt,
Der Wagen und suchet noch Gäste.

Jos. Kremer.

Das blaue Ländchen.[1]

Von Frankfurt aus der Messe zieht heim eine Schaar,
Die machte dort Geschäfte mit tuchener Waar;
Es sind die Wollenweber von Lorch an dem Rhein,
Die reichsten Bürger jener uralten Gemein.
Dreihundert Stühle haben dort auf sie gepflanzt,
Wo ruhelos das Schiffchen, das webende, tanzt,
Das Schiffchen, welches Wohlstand der Innung gewährt
Und Tausende von Händen am Wollrad ernährt.
Doch was bewegt seit Kurzem so mächtig die Zunft?
Man blättert in der Bibel und spricht von Vernunft,
Hält über Sacramente und Dunkel und Licht
Und Cölibat und Ablaß und Pabstthum Gericht!
Von Frankfurt aus der Messe, da brachte sie heim
Des Lutherthums dort kräftig schon sprossenden Keim,

[1] So heißt ein Theil der ehemaligen Grafschaft Katzenellenbogen, die durch Anna, die Tochter des Grafen Philipp des Aeltern von Katzenellenbogen (†1479), als Gemahlin Heinrich des IV., Landgrafen von Hessen, an dieses Haus kaum, das unter Philipp dem Großmüthigen (1509—1567) schon frühe der Reformation Luthers angehörte. — Uebrigens führt auch die Gegend von Nordenstadt bei Wiesbaden diesen Namen, wo die Landmädchen blaue Röckchen und Häubchen und die Bursche blaue Mützen tragen. Eine andere Meinung leitet den Namen jenes Ländchens vom blauen schieferartigen Boden der dortigen Gebirge ab.

Und fing nun an zu zimmern im rheinischen Gau
Auch an der frohen Botschaft erneuertem Bau.
Doch, wie die alte Liebe an heimischen Strom,
So fesselte der Glaube die Lorcher an Rom.
„Bleib, wie du bist, und lebe als redlicher Mann,
Es ist allein die Tugend, die seligen kann!
Die Kirche ist die Mutter, ihr Wille ist gut,
In ihren Adern rieselt nur edeles Blut:
Und fehlen ihre Söhne, so schmäh sie nicht blind,
Die beste auch erzieht oft ein unartges Kind!"
Das war am Rhein das Wahlwort, und wie man mit Sturm
Begann vom alten Baue zu reißen den Thurm;
So suchten seine Freunde, ein brausender Strom,
Zu schützen und zu wahren den heiligen Dom.
Und also ward, wo Liebe der Glaube gebeut,
Des Lebens Pfad mit Dornen, mit blutgen, bestreut;
Und also mußte opfern, ein theueres Pfand,
Auch Lorichs Weberinnung das heimische Land.
Doch freundlich nahm der Landgraf die Flüchtigen an,
Dem Katzenellenbogen als Herrn zugethan,
Und dort umblühte bald sie so herrlich das Glück,
Daß kaum sie an die Heimath mehr dachten zurück.
Ihr Beispiel schuf dem Lande nur Segen und Heil,
Des Fleißes Frucht, ward Wohlstand der Grafschaft zu Theil;
Es schwang die Ackerwirthschaft sich sichtbar empor,
Es standen die Gewerbe in herrlichem Flor.
Und bald, wie es die Kunde der Nachwelt gebracht,
Sah dort, in einer damals sehr kostbaren Tracht,
In Tuch von blauer Farbe, sonst selten gesehn,
Den Bürger und den Bauern gekleidet man gehn.
Das ward denn nah und ferne Kennzeichen sofort
Der Leute jenes Landes aus Flecken und Ort,
Des Landes, das noch heute, wie, Wandrer! du weißt,
Daher das blaue Ländchen im Volsmunde heißt.

Seltene Hilfstruppen.

Hoch blicket hernieder der Holenfels
Ins Thal, das die feindlichen Recken,
Geführt von dem Ritter Johann von Els,
Zum Sturme gerüstet, bedecken.
Doch wie ihn umbrauset der Feinde Sturm,
Fest stehen die trotzigen Mauern;
Der Burgherr da oben auf hohem Thurm
Kann sorglos ihr Treiben belauern.

Fünf eichene Thore, so fest, wie Stahl,
Verschließen die stattliche Veste;
Er hofft mit der Mannen geringer Zahl
Vom Schutze derselben das Beste.
Doch nimmer erlischet der Feinde Muth,
Läßt nicht sich der Mühe verdrießen;
Die Schläge der Axt und der Flammen Gluth
Wohl müssen die Thore erschließen.

Drei waren von ihnen genommen schon,
Das vierte umsprühten die Flammen;
Es stürzte schon unter dem Jubelton
Der Stürmenden eben zusammen:
Da wußte sich Truppen besondrer Art
Der listige Burgherr zu schaffen,
Ein künstliches Völkchen, wohl sanft und zart,
Jedoch mit gefürchteten Waffen.

Denn was ihm der tüchtigsten Ritter Speer
Jetzt hätte vermocht nicht zu dienen,
Das nützten, geschleudert in Feindes Heer,
Ihm wenige Körbe mit Bienen.

Es flohen die Stürmer in wirrer Flucht,
Verfolgt von den winzigen Kriegern;
Stolz blickte der Holenfels in die Schlucht
Und dankte den künstlichen Siegern.

Der hochherzige Krieger.

(1815.)

Bei Waterloo verhauchte sein Leben mancher Held,
Bis siegreich war erstritten das blutge Ehrenfeld,
Und feiernd ehrt die Nachwelt der Edlen Namen all,
Die, fallend dort, gehemmet des Vaterlandes Fall.
Doch Einer jener Kämpfer, ist der wohl auch gekannt,
Und ist sein Name, würdig des schönsten Ruhms, genannt?
Es war ein braver Krieger aus Nassaus tapfren Reihn;
Mein Lied soll seinem Preise ein kleines Denkmal weihn!
Bedeckt mit schweren Wunden, ward nach der heißen Schlacht
In eine nahe Hütte der Biedermann gebracht;
Das Auge matt und trübe, das Antlitz starr und bleich,
Sah eher einem Todten er, als dem Leben, gleich.
So stand er an der Pforte und suchte mühevoll
Des Blutes Strom zu hemmen, der seiner Brust entquoll,
Als ihm der Arzt sich nahte, um mit geschickter Hand
Des Lebens Flug zu fesseln durch eiligen Verband.
Doch mit dem schwachen Arme wehrts ihm der edle Mann;
Er fühlt, daß alle Hilfe ihm nicht mehr nützen kann,
Daß er nicht blos geweiht ihr des kräftgen Armes Zoll,
Daß er auch Blut und Leben der Freiheit opfern soll.
„Die Hilfe, mein Herr Doktor," spricht er aus matter Brust,
„Die Ihr mir spenden wollet, ist nur ein Zeitverlust
Für meine Kameraden; drum lasset es nur sein:
Mehr könnet dort ihr nützen, mir hilft nur Gott allein!"
Mit Thränen in dem Auge erfüllte seine Pflicht
Der Arzt, und seine Mühe blieb ungekrönet nicht;

Doch fand, als er vollendet, bei seiner Wiederkehr
Schon bald den braven Krieger[1] am Leben er nicht mehr.

Die Christmette in der Berger Kirche.

1.

Vom Berge schauet ernst die Kirche in das Thal,
Aus längst ergrauter Zeit ein denkenswerthes Mal,
Und gleichet einem Greis, der an des Lebens Ziel
Anschaut mit stillem Sinn der Knaben heitres Spiel.
Die malerischen Höhn, das sanfte Thalgefild,
Sie lächeln in das Aug, ein liebetrautes Bild,
Und goldnen Grund benennt man sinnig diese Flur,
Wo einen schönen Thron gebaut sich die Natur.
Durch grüne Wiesen rauscht der kühle Waldbach hier,
Dort weht vom sanften Hang des Saatengotts Panier;
Im dunklen Buchenhain schlägt süß die Nachtigall,
Und frohes Leben herrscht im Thale überall.
Die Kirche nur, an die sich still ein Friedhof schmiegt,
Blickt ernst den Wandrer an, der da vorüber fliegt,
Und um die Sinne zog mit schwermuthsvollem Wehn
Mir die Vergangenheit, so oft ich sie gesehn.
Wo auf dem Fels getrotzt erst Wodans Baum dem Sturm,
Da wies zum Himmel dann das Volk ihr hoher Thurm,
Und froher Jubel ward dem Herrn dort dargebracht,
Als heller Tag durchschien des Heidenthumes Nacht.
Dem kommenden Geschlecht erneut sie stets den Gruß
Des Dorfes, das sich einst gelehnt an ihren Fuß,
Und das im Glaubenskrieg, bis auf den letzten Rest,
Ein arger Feindesbund verheerte, Schwert und Pest.
Oft sitzt auf ihrem Fels ein Weib im Leichentuch
Und hält in ihrer Hand ein großes, altes Buch:

[1] Er hieß Karl Baußmann und war aus Kirberg gebürtigt.

Geschichte nennt sie sich, gar blutig strahlt ihr Licht,
Ich sah sie oft und mir gefiel ihr Anblick nicht.
Wann ich jedoch ins Thal dann rasch gelenkt den Fuß,
Bot einem Mädchen dort ich gerne meinen Gruß:
Leicht hüpfte sie daher und an des Buches statt
Hielt buntbeschrieben sie mir dar ein Blumenblatt.
Und immer war mir dies ein theueres Geschenk
Das stets ich bei mir trug, der Holden eingedenk:
Sie nannte Sage sich, und himmlich war das Licht,
Das ihr mit Zauberglanz umfloß das Angesicht.
Gar Vieles hat geraubt mir zwar das Mißgeschick,
Seit ihrer Gunst gefreut sich dort des Knaben Blick;
Doch fest in meinem Sinn, weil Aetherschein sie krönt,
Hat eine Kunde fort selbst durch den Sturm getönt.

2.

In Bergen lebte still ein Weib, das früh verlor
Den Gatten, den das Glück als Lebenshort ihr kor;
Zwei Töchter aber sind der frommen Wittwe Trost
Nun, da des Krieges Wucht in Deutschlands Gauen tost.
Was jemals die Natur an schöner Form erfand,
Das war es, was sie reich bei diesem Paar verband,
Und was der Engel je, der schützende, verleiht,
Das hatte hohen Grads den Schwestern er geweiht.
In ihrem Blicke glomm der Herzensgüte Schein,
Und Sanftmuth lag geprägt auf ihren Wangen ein;
Drum waren sie der Stolz der Mutter, und im Thal
Die Krone und der Schmuck der Jungfraun allzumal.
Entvölkert stand bereits im Dorfe mancher Herd,
Schlimm hatte da gehaust des Schweden blutges Schwert,
Da kam in sein Bereich der Feind, der schlimmste, auch,
Die Pest, und goß dort aus den giftgeschwellten Hauch.
Wie Engel, walten nun die Schwestern in dem Ort,
Mit Trost und Pflege nah den Kranken hier und dort;

Ob sie Gefahr bedräut, sie achten ihrer nicht,
Die Linderung der Noth war ihnen heilge Pflicht.
Wohl knickt des Würgers Hand die schönsten Blüthen gern,
Doch von der Wittwe Dach hielt lange er sich fern;
Schon hatte er gepflückt im Dorf sich manchen Straus,
Und immer zog er noch vorbei an ihrem Haus.
Gar manches Opfer fiel; doch, ihrer Pflege Dank,
War auch nicht klein die Zahl, die neues Leben trank;
Durch ihr Bemühn verlor die Seuche ihre Kraft
Und floh, gleich ihrem Dach, nun auch die Nachbarschaft.
Doch tückisch, wie ein Feind, der schon ergreift die Flucht,
Sich für das letzte Blei noch rasch ein Opfer sucht;
So riß dahin die Pest vom edlen Schwesterpaar
Die Aelteste, die nun des Dorfes letztes war.
Viel Thränen, liebeheiß, benetzten bald ihr Grab
Aus Augen, denen sie das Leben wieder gab,
Dort an der Kirche, wo jetzt Dankgebet ertönt
Dem Herrn, der mit Erfolg ihr edles Werk gekrönt.
Doch wenig Wochen nur, und Schlachtenlärm erbraust
Nun wieder in dem Thal, und zügelloser haust,
Als je, der Schwede dort, der Laster ohne Zahl
Und ohne Namen übt in teuflisch arger Wahl.

3.

Horch! welch ein Wehgeschrei erfüllt der Wittwe Haus?
Zerstreuten Haares stürzt die Tochter dort hinaus
Und stürmt den Berg hinan, wie ein gehetztes Wild,
Das zu den Höhen flieht vom flachen Waldgefild!
Ein Schwede folget ihr voll wildentflammter Lust,
Es keuchet Sinnenrausch in seiner heißen Brust,
Der, bis zur Wuth genährt, in seinen Adern brennt
Und weder Ehrsamkeit, noch Ehrfurcht weiter kennt.
Zur Kirche flieht die Maid; dort wähnt sie sich geschützt,
Da ihr daheim das Wort der Tugend nichts genützt,

Und, o des Glückes, sieh! es steht die Pforte auf
Und läßt die Arme ein, erschöpft vom jähen Lauf.
Fest ist des Riegels Schluß, und wie er dumpf geknarrt,
Da sinkt sie auf das Knie, vor Freude halb erstarrt,
Und dankt in heißem Flehn dem Herrn, der sie entzog
Dem Arm, der krampfhaft sich um ihren Nacken bog.
Doch weh! die Pforte kracht, der Schwede dringet ein:
Was kann der Leidenschaft, dem Wahn noch heilig sein?
Wo er einmal ergreift das flammende Panier,
Da übertrifft der Mensch das unvernünftge Thier.
Die Jungfrau nimmt das Kreuz, das ihr zur Seite hängt,
Und wie der wilde Feind sich zum Altare drängt,
Hält sie entgegen ihm das blutbemalte Bild,
In ihrer großen Noth der hoffnungsvollste Schild.
„Fleuch!" ruft sie muthig, „fleuch dies Zeichen hoher Kraft!"
Doch furchtlos zieht das Schwert der Schwede aus dem Schaft
Und haut das Cruzifix entzwei in ihrer Hand
Und schlingt um sie den Arm, dem sie nicht widerstand.
Bang klopft ihr Herz und stockt, ihr Angesicht erblaßt,
Doch nur ein Augenblick, da hat sie sich gefaßt
Und reißt mit neuem Muth sich aus des Armes Kraft,
Der an die Brust sie preßt mit wilder Leidenschaft.
Voll von Verzweiflung flieht sie den geweihten Raum
Und setzet kühn den Fuß auf jenes Felsen Saum,
Von dem hernieder stolz der Chor der Kirche schaut,
Den eine ferne Zeit ihm keck aufs Haupt gebaut.
„Maria, reine Maid, in deine Arme nun!"
Ruft brünstig sie, erstarkt, den letzten Schritt zu thun:
Und zu bewahren rein das Kleid der Unschuld, sprang
Sie jäh hinunter dann vom schroffen Felsenhang.

4.

Schon manchen Monat barg die Jungfrau nun der Schrein,
Da saß die Wittwe still in ihrem Kämmerlein.
Weihnachten kam heran, das Fest der Kinderlust,
Doch sie schloß, ach! kein Kind mehr an die Mutterbrust.
Kalt brauset durchs Gefild und um ihr Dach der Sturm,
Die Schiefer klirren dumpf am hohen Kirchenthurm;
Doch durch das Nachtgewölk vom blauen Himmelssaum
Scheint mild der Sterne Licht in ihrer Kammer Raum.
Und mit dem sanften Schein fließt Ruhe in ihr Herz,
Es schließt der Mund sich auf, den zugepreßt der Schmerz,
Und von den Lippen bebt ihr manches fromme Wort
Und schwinget als Gebet sich mit den Wolken fort.
„Herr!" flehte brünstig sie, „heut jauchzet alle Welt,
Die Freude klinget hier, wie dort am Sternenzelt:
Maria schließt ans Herz den theuren Sohn mit Lust,
O führe bald auch mir die Kinder an die Brust!"
So sprach sie fort und bat, was in den Mund ihr floß,
Bis ihr das müde Aug ein sanfter Schlummer schloß,
Und ruhig schläft sie dann, bis um die Mitternacht
Durch hellen Glockenklang sie plötzlich auferwacht.
„Zur Mette läutets schon!" denkt sie und rafft behend
Sich auf: ihr Anzug kommt mit raschem Flug zu End,
Und, mit dem Festtagskleid geschmücket, trollt sie fort
Und lenkt gemach den Schritt zur Kirche durch den Ort.
Still ist der Weg und leer, und nicht ein Mensch zu sehn
Am Pfade, wo das Volk zur Andacht pflegt zu gehn.
„Bin ich die Letzte denn, die heut zur Feier eilt?
Ich habe doch daheim so lang mich nicht verweilt!"
So spricht sie und beeilt des schwanken Fußes Gang,
Und hört von Ferne schon der Orgel Feierklang,
Die, wie Posaunenton, anstimmet hoch und hehr
Das Loblied dieser Nacht: „Gott in den Höhn sei Ehr!"
Jetzt naht dem Friedhof sie, und es erträgt das Licht,

Das ihr entgegen strömt, ihr blödes Aug fast nicht;
Hell durch die Fenster blitzt der Kerzen voller Glanz
Und gießet seinen Schein auf Kreuz und Todtenkranz.
Und leiser tönet nun, wie sanfter Flötenton,
Das hehre Friedenswort der Engelschaaren schon:
„Und Frieden auf der Erd sei jedem Menschenkind,
Wo wohlgefällig sie und guten Willens sind!"

5.

Wer legt die Regung mir, die sie erfüllte, aus?
Mit Schauern, nie gefühlt, tritt sie ins Gotteshaus
Und stellt andächtig sich tief in den Hintergrund,
Weil alles übervoll in seinen Hallen stund.
Wie staunt erst nun ihr Aug! Es brennen Kerzen nicht,
Das Heiligthum erhellt ein überirdisch Licht;
Die Orgel stehet stumm, nur Engelharfenklang
Fließt in das Jubellied, gemischt mit Sphärensang.[1]
Groß war der Beter und der frommen Sänger Zahl,
Doch jeder ist umglänzt von der Verklärung Strahl,
Und in der Menge, die von Andachtsflammen brennt,
Steht Niemand aus dem Dorf, der lebt und den sie kennt.
Wohl aber wird gewahr sie manches theure Glied,
Das kurz erst, oder lang schon von der Erde schied,
Und selbst den Priester schaut ihr Auge am Altar,
Der erst in jüngster Zeit dem Herrn entschlafen war.
Doch in Entzücken geht ihr Staunen über nun,
Ein Freudenrufen will, doch kann ihr Mund nicht thun:
Im wohlbekannten Stuhl, wohin gepflegt zu gehn
Die Töchter einst, da sieht sie ihre Schatten stehn.

[1] Nach der Meinung des alten griechischen Weltweisen Pythagoras bringen die Himmelskörper bei ihrem Umschwung um die Sonne, als ihren Mittelpunkt, einen Zusammenklang von Tönen hervor, den er, für menschliche Ohren nicht hörbar, Musik oder Harmonie (Klang, Sang) der Sphären nennet.

In seine Mitte schließt sie jetzt das Schwesterpaar
Und trocknet ihr den Blick mit seinem goldnen Haar,
Daß sie die Glorie sah, die hehr ihr Haupt umfloß,
Und still an ihrer Brust der Seligkeit genoß.
„Bald wirst du bei uns sein!“ so flüstern sie vereint,
„Am Throne, wo das Aug nicht ferner Zähren weint:
Barmherzig ist der Herr; er tilgt dort unsre Schuld,
Wie hier er sie ertrug mit Langmuth und Geduld!
Wir haben ihn gefleht, daß er dich rufe bald,
Und ehe wieder neu belaubet steht der Wald,
Sproßt auch auf deiner Gruft die Schlüsselblume schon,
Und bricht Vergißmeinnicht die Jugend sich davon!“
So flüstern sie, da tönt es laut im Priesterchor:
„Herr! unser Rufen dringt zu deinem Thron empor!
Die Seelen hoffen heiß auf deiner Gnade Heil,
O Gott, laß werden sie den Sehnenden zu Theil!
Kalt ist des Todes Nacht und starr die Finsterniß,
Erlöse sie, dein Wort ist Wahrheit und gewiß!
Gib, daß erleuchte sie des Himmels ewig Licht
Und sie von Angesicht dich schaun zu Angesicht!“ —

6.

Noch schwelgt, berauscht vom Glück, an ihrer Töchter Brust
Die fromme Wittwe und empfindet Himmelslust,
Da tönt herab vom Thurm mit Schlägen, dumpf und lang,
Zu künden Mitternacht, der zwölften Stunde Klang.
Und wie in ihrem Ohr verhallt der letzte Ton,
Da wird es plötzlich still, und flieht die Schaar davon,
Die auf den Gräbern rings und in der Kirchengruft
Verschwindet hier und dort, wie leichter Morgenduft.
Die Wittwe kniet allein noch in dem Gotteshaus
Und sieht schon halb verklärt, wie jene Schatten, aus,

Und statt des Himmelslichts fließt nun des Mondes Schein
Sanft durch der Scheiben Rund ins Heiligthum herein.
Noch ein Gebet entsteigt jetzt ihrem bleichen Mund,
Das um Erlösung fleht heiß aus des Herzens Grund;
Dann tritt sie still hinaus, wo seinen Silberglanz
Hell gießet das Gestirn auf Kreuz und Todtenkranz.
Beruhigt schlägt ihr Herz und himmelwärts nur trug
Fortan die Sehnsucht sie mit leichtbeschwingtem Flug;
Und ehe noch entflohn der achte Tag, da bot,
Ein Engel, ihr die Hand und rief sie ab der Tod.
Nur wenig Jahre noch, und auch das Dorf verschwand,
Das an des Berges Hang so blühend lange stand;
Nur eine Jungfrau ließ verschont des Krieges Lauf,
Die Brechen gastlich nahm in seine Mauern auf.
Die Kirche aber steht noch heute unverletzt,
Auch schaut den Friedhof dort des Wandrers Blick noch jetzt,
Auf dem die Wittwe schläft, den Ruhestätten nah,
Darein versenken sie die theuren Kinder sah.
Nur Seelenmessen hört man feiern jetzt noch dort,
So oft aus Werschau man trägt eine Leiche fort;
Es schaut die Kirche ernst vom Berge in das Thal
Und zeigt, daß Wache hält der Tod um ihr Portal.
Sie zeigt die Stätte noch, wo Bergen sich erhob,
Und manchen Blumenkranz die Hand der Sage wob,
Die auf der Wiesenflur noch jetzt ein Sträuschen pflückt
Und an der Felsenwand ein schlichtes Denkmal schmückt,
Das Denkmal, wo ihr Kind entseelt die Mutter fand,
Das jäh herabgestürzt sich von der Felsenwand,
Wo manche Wange schon ein leises Roth beflog,
Seit hier den Tod sie vor entweihter Unschuld zog.

Der seltsame Traum.

Das alte Sprichwort sagt: „Ein Traum ist nur ein Faum!"
Und der vernünftge Mann bezweifelt dieses kaum;

Doch hat gar mancher auch Zukünftges schon enthüllet
Und oft, was er verhieß, sich wunderbar erfüllet.
Von Sorgen schwer gedrückt, lag Hans zu Hasselbach
Im Hüttchen, wo der Wind, ach! blies durch Dach und Fach,
Und selbst der gütge Schlaf, der süße Hort der Armen,
Schien übrig heut für ihn zu haben kein Erbarmen.
Kaum schlief er endlich ein, es war um Mitternacht,
Nachdem er hin und her sein bittres Loos bedacht,
Da schlich der Traumgott still sich an sein hartes Lager,
Das nur mit Gerstenstroh war ausgestopfet mager.
„Zu Sachsenhausen, Hans!" so spricht er, „auf der Brück,
Da suche heute und — du findest da dein Glück!"
Und bei des letzten Worts so zaubervollem Klange
Springt Hans aus seinem Bett und schickt sich an zum Gange.
O Hoffnung, wie so leicht entflammt das Herz dein Strahl,
Ist er auch noch so matt und ist er noch so fahl!
Man strebt und hascht nach dir, dem Zauberbild der Ferne,
Gleichwie das Händchen reckt das Kind nach einem Sterne.
Die Sonne stand schon hoch, als Hans nach Frankfurt kam
Und schnurschracks seinen Weg hinaus zur Brücke nahm;
Denn ihn bekümmert nicht, was sonst den Landmann bindet,
Der in der schönen Stadt zum ersten Mal sich findet.
Doch auf der Brücke selbst, da war kein Pflasterstein,
Der nicht genau rundum betrachtet mußte sein;
Da glänzte aus dem Staub kein Körnchen Sand krystallen,
Er hob es hoffend auf und ließ getäuscht es fallen.
Der Satan hat dereinst die Brücke helfen baun,
Und lange waren dort zwei Spalten noch zu schaun,
Die er, von Ingrimm voll, durch arge List betrogen,
Als sie vollendet kaum, gerissen in die Bogen.
Ihr Bauherr war zu ihm verzweiflungsvoll geflohn
Und hatte ihm gelobt, daß seiner Hilfe Lohn
Das erste Wesen sei, das, wenn sie fertig stehe,
Von Sachsenhausen aus die neue Brücke gehe.

Als nun in selber Nacht zu Ende kam das Baun,
Und er des Opfers harrt dort bei des Morges Graun,
Da stieg des Wegs einher zuerst ein magres Hähnchen,
Und reckte aufgebläht des Kammes rothes Fähnchen.
Der Satan schauts ergrimmt, brüllt fürchterlich und reißt
Ins Werk zwei Spalten, wo, wie du, o Wandrer! weißt,
Noch heute auf dem Kreuz, geweiht dem Gottessohne,
Ein goldverbrämter Hahn dem Satan prangt zum Hohne.
Wie Hans die Löcher sieht, bebt froh sein Herz: gewiß
Wird bergen sich das Glück in einem solchen Riß;
Allein wie oft er da entlang auch mochte gehen,
Von einem Schatz war nichts zu hören, noch zu sehen.
Er starrt, und immer mehr ward seine Hoffnung wank,
Je tiefer am Azur hinab die Sonne sank:
Und bleibt er sinnend auch fast stehn nach jedem Schritte,
Lenkt er gesenkten Haupts doch nach der Stadt die Tritte.
Ein Krieger greisen Haars, der lang dem Bauersmann
Verwundert zugeschaut und ihn nicht fassen kann,
Tritt plötzlich da zu ihm und grüßet den Gebeugten
Mit Worten, die Vertraun in dessen Brust erzeugten,
Und Hans, dem ganz und gar kein Hoffen schon mehr tagt,
Um seines Suchens Grund vom Krieger nun befragt,
Erzählet ihm sofort getreu und unverhohlen,
Wie ihm ein Traum, sein Glück zu suchen hier, befohlen.
Da lächelt der Soldat: „Auch ich bin heute Nacht
Aus einem dummen Traum, wie dieser, aufgewacht;
Er hieß: Zu Hasselbach am Fuß der alten Linden,
Da grabe heute und — du wirst dein Glück da finden!
Wer glaubt an solches Zeug? Ein Traum ist nur ein Faum!
Gibts einen solchen Ort, das weiß der Teufel kaum.
Nur Eins ist mir bekannt, am Rhein das Städtchen Wesel,
Wo dem, der so was glaubt, das Echo zuruft: Esel!"
So höhnet er und läßt den armen Bauern stehn,
Den wir jedoch nun dort nicht länger suchen sehn.

Er schwieg ganz mäuschenstill, ein Bauer ist ein Schlauer,
Und trat den Rückweg an, der ihm nicht wurde sauer.
Ihm war es ja bekannt, wo Hasselbach man sucht,
Und wo die Hoffnung ihm schon winkt mit goldner Frucht:
Ein solcher Wundertraum ist eitel nicht und dünstig,
Es scheint, die Götter sind dem Hans nun endlich günstig.
Still wars im ganzen Dorf, man lag in tiefem Schlaf,
Als gegen Mitternacht zu Hause ein er traf,
Und, ob ermüdet auch, daß er sein Glück erschaue,
Am Lindenplatz begann zu wühlen mit der Haue.
Er gräbt und hacket fort bis um die Geisterstund;
Da horch! was klirrt und klingt auf Einmal in dem Grund?
O sieh! ein Kessel lag vor ihm im Schoos der Erde,
Den bis zum Rande Gold und Silber reich beschwerte!
Wer malet Hansens Lust, wer schildert nun sein Glück?
Wie benedeit er hoch die Sachsenhäuser Brück!
Sie kann, erhört ein Gott des Dankes heißes Flehen,
So lang der Mainstrom rauscht, darob nicht untergehen.
Hans bringt den Schatz nach Haus, und ich bezweifle kaum,
Daß er nun fest geglaubt, ein Traum sei doch kein Faum.
Und wenn dich wundersam vielleicht bedünkt die Kunde,
So geh und höre sie aus seiner Enkel Munde!

Kaiser Konrad I.

1.

Die Königswahl.

Es war eine furchtbare, schreckliche Zeit,
Als Ungarns barbarische Horden
Die deutschen Lande in ewigem Streit
Durchzogen mit Plündern und Morden.
Da war in dem Reiche entsetzliche Noth,
Jetzt kam noch hinzu seines Königes Tod,

Den Jammer des Volkes zu mehren.
Doch siehe, schon sitzet der Stämme Zahl
Versammelt zur trefflichsten Königswahl,
Die herrliche Sitte zu ehren.

Und rings in der Herzoge fürstlichem Kreis
Erspäht man mit fragenden Blicken:
Wer jetzo am Besten zu helfen weiß,
Nur Der kann als Herrscher beglücken.
Und die Wahl, die bedenkliche, war nun vollbracht,
Man hatte den Otto zum König gemacht,
Den trefflichen Herzog von Sachsen.
Er war ein weiser, erlauchter Mann,[1]
War würdig, die Krone zu nehmen an,
Und dem Scepter des Reiches gewachsen.

Er aber zufriedenen Herzens spricht
Mit Blicken, die Hoheit verriethen:
„Mir Schwachem gebühret die Krone nicht,
Einem Anderen sei sie beschieden.
Mich drückt schon die Bürde des Alters schwer,
Was einst ich vermochte, vermag ich nicht mehr;
Wählt Konrad zum Schützer des Reiches!
Er ist auch ein starker, gewaltiger Damm,
Und ob er auch sei aus der Franken Stamm,
Vergelt ich mit Gleichem nicht Gleiches!"

So sprach er mit deutschem Biedersinn,
Und Alle staunten der Rede;
Doch Konrad nahm dankbar die Krone hin
Und schlichtete jegliche Fehde.
Es hob sich des Reiches gefürchtete Macht,
Nachdem er gewaltig im Donner der Schlacht

[1] Otto, Herzog von Sachsen und Thüringen, mit dem Beinamen „der Erlauchte."

Die Feinde zu Paaren getrieben.
Selbst Heinrich, Ottos hochherziger Sohn,
Er schmiegte sich willig dem mächtigen Thron,
Ist fürder ein Freund ihm geblieben.

Doch wußt er noch mehr, als mit kräftigem Arm
Die blutige Fehde zu schlichten;
Er glühte im Busen so heiß und so warm
Für höhere, heilige Pflichten.
Er ehrte sein würdiges Ahnengeschlecht,
Er übte im Frieden mit Strenge das Recht
Und herrschte mit Sanftmuth und Milde.
Doch schloß sich sein Auge der irdischen Welt
Zu früh; es erreichte als muthigen Held
Der Tod ihn auf blutgem Gefilde.

Als einstens mit seiner Tapferen Schaar,
Den Stolz der Ungaren zu rächen,
Er wieder zu Felde gezogen war,
Da sollte sein Schicksal sich brechen.
Und Konrad kämpfte zum letzten Mal,
Es traf ihn gewaltig der feindliche Stahl
Und gab ihm die tödtliche Wunde.
Zu Limburg lag er ermattet da,
Schon fühlt er die Schauer des Todes so nah,
Da sprach er mit sterbendem Munde:

„Mein Bruder![1] Ich fühl es, der Todesschmerz
Durchzuckt mir die nervigen Glieder;
Doch quälet noch eine Sorge mein Herz
Und dann leg ich ruhig mich nieder.
Das Reich war mir immer mein heiligstes Gut,
Ihm opfert ich willig mein Leben und Blut;

[1] Eberhard, Konrads Bruder, welcher die nächsten Ansprüche auf den Thron hatte.

Nun ist es verwaist und verlassen!
Und wüßt ich dem Reiche nicht kräftige Wehr,
Wie schlöß ich mein Auge jetzt thränenleer,
Und könnt ich jetzt ruhig erblassen?

Nur Der besteige den ledigen Thron,
Der dem Scepter des Reiches gewachsen,
Und dies ist Ottos hochherziger Sohn,
Der wackere Heinrich von Sachsen!
Geh hin, mein Bruder, und werde sein Freund
Und bleib ihm durch ewige Treue vereint,
Begrüß ihn als Herrscher des Reiches!
Er, als seines Vaters würdiger Sohn,
Besteige nach mir den verlassenen Thron,
Vergolten mit Gleichem sei Gleiches!"

Fr. Eich.

2.

Deutsche Regentengröße.

Kampfesmüd und schwerverwundet, ruft, den Tod schon im Gebein,
An das Lager, drauf er gehet bald zur ewgen Ruhe ein,
Konrad den geliebten Bruder und beginnt — ein schönes Wort:
„Eberhard, was sich getrennet, das verbinde sich hinfort!
Deutschlands Volk, es kann bestehen nur in freundlichem Verein:
Haßt den Sachsen noch der Franke, sollen jetzt sie Brüder sein!
Sieh, mir hellt die dunkle Ferne auf der bald verklärte Blick:
Wo Verbündetes sich trennet, da wohnt Fluch und Mißgeschick!
Möge ob gefallner Söhne trauern nie das Vaterland,
Die vom Haupt des Ruhmes Kränze reißen ihm mit frevler Hand!

Nimm den Scepter und die Krone, bringe selber sie dem Feind;
Heinrich ists, der dieses Schmuckes mir der Würdigste erscheint!
Denn das Reich bedarf, wie nimmer, eben eines kräftgen Arms,
Der die Wunden ihm verbindet und entledigt es des Harms.
Ueber Deutschlands Ehre wachen wird er mit des Adlers Blick
Und mit der Gewalt des Löwen tilgen all sein Mißgeschick!"
Konrad sprach es, dem der Bruder herzlich drückt die Biederhand,
Und, versichert der Erfüllung, wandert er ins beßre Land.
Kron und Scepter aber bringet Eberhard dem Feind sogleich,
Den er haßte, aber achtet, und geborgen ist das Reich.
Bei dem Vogelgarne lauernd,[1] was ihm oft Erholung war,
Reichte er ihm das Geschmeide und den Purpurmantel dar;
Doch er reichte dar dem Feinde nicht allein das kalte Erz,
Nein, er bot ihm mit der Krone auch zugleich ein Freundesherz.

Nach G. C. Braun.

3.

Deutscher Fürstensinn.

Schwer darnieder lag auf Limburgs Schlosse
Konrad durch der tiefen Wunde Macht,
Welche jüngst von tödtlichem Geschosse
Er empfing in blutger Ungarnschlacht.

[1] Der geringfügige Umstand, daß man ihm, als er gerade mit Vogelfang beschäftigt war, seine Wahl zum Könige verkündete, gab Heinrich I. (918—936), der billiger der Große heißen sollte, den Beinamen des Finklers (Vogelstellers). — Conrad (911—918) starb zu Limburg nach einer mühevollen und kampferfüllten Regirung.

An dem Lager um dem kranken Kaiser
  Stand betrübet seiner Freunde Schaar;
Leiser schlug sein Puls und immer leiser,
  Und nicht ferne mehr sein Ende war.

Thränen thauen aus des Kaisers Blicke,
  Wie er denkt mit väterlichem Geist
An sein theures Volk und ans Geschicke,
  Seines Reiches, das jetzt bald verwaist.
Ach! er fühlt auf seinem Sterbekissen
  Schon im Geiste dessen Fahr und Noth,
Siehts durch innren Fürstenkampf zerrissen
  Und von Ungarnhorden schwer bedroht.

Gegner war ihm ja im Sachsenlande,
  Herzog Heinrich, groß in Sinn und That,
Er, der Schmuck vom deutschen Fürstenstande,
  Der sich oft im Kampf bewähret hat!
Arnulph auch von Baiern, pflichtvergessen,
  Sann auf Fehde, grollend Tag und Nacht;
Treulos und mit frevelndem Vermessen
  Rief zu Hilf er selbst der Ungarn Macht!

Doch der Kaiser bei des Todes Nähe
  Denkt nicht an die eigene Gefahr;
Nur des Reiches, des verwaisten, Wehe
  Stellt sich ängstlich seinem Blicke dar.
Und des Volkes und des Königs Bande
  Will er festen, eh sein Blut erstarrt,
Schicket Boten nach dem Frankenlande
  Zu dem theuren Bruder Eberhard.

Und nach Limburg eilt, wie ihm verkündet,
  Eberhard, der Frankenherzog, hin,
Wo er sterbend seinen Bruder findet,
  Noch im Tod mit hohem Kaisersinn.

Seiner Ritter und der Fürsten Viele
Läßt er seinem Krankenlager nahn,
Und an seines Lebens ernstem Ziele
Hebt er sterbend zu dem Bruder an:

„Wohl, mein theurer Eberhard, gebieten
Ueber Städte wir und manches Heer;
Doch des Reiches Wohl und seinen Frieden,
Dieses, Bruder, schützen wir nicht mehr!
Ansehn, Macht und Glanz der Fürstenkrone
Fehlt dem edlen Stamm der Franken nicht;
Doch, die höchste Würde zu dem Throne,
Glück und Weisheit ists, was uns gebricht!

Nur der Sachse kann mein Volk beglücken,
Heinrich nur sein Herr und Kaiser sein;
Würdig wird nur ihn die Krone schmücken,
Ihm gebührt das Scepter jetzt allein!
Er nur kann des Reiches Zügel führen,
Welche Trotz und Willkür jetzt verhöhnt;
Heinrich soll und muß das Volk regieren,
Dessen Wohlfahrt stets mein Herz ersehnt!

Eberhard, so bring die heilge Lanze,
Schwert und Krone bringe zu ihm hin,
Und zu schönrem Glück und neuem Glanze
Wird mein Land, mein theures Volk erblühn!
Bruder, sorge du für unsre Franken,
Laß dein Scepter mild und weise sein;
Immer seis dein einziger Gedanken,
Dich der Liebe deines Vols zu freun!

Leb mit Heinrich stets im Bruderbunde,
Haß und Groll sei ewig dir verbannt;
Sag, daß Konrad in der Sterbestunde
Ihn zum Thronesfolger noch ernannt!

Bring ihm meinen Gruß und das Geschmeide,
Bring es ihm zu meiner Deutschen Wohl!
Eberhard, ich fühle, daß ich scheide,
Theurer Bruder, treues Volk, lebt wohl!“

Wie des Kaisers Mund das Wort gesprochen
Zu des deutschen Namens ewger Ehr,
Da war sterbend auch sein Blick gebrochen
Und sein Kaiserherz, es schlug nicht mehr.
Zu dem Herzog bringt, wie ihm entboten,
Eberhard das Krongeschmeide hin,
Löst den Auftrag von dem theuren Todten
Anspruchslos mit deutschem Biedersinn.

Und so lang im deutschen Vaterlande
Solcher Sinn und solche Tugend weilt,
Bleiben auch, vereint durch heilge Bande,
Deutsche Bürgerherzen ungetheilt.
Hoher Fürstensinn und Bürgertreue
Werden stets in heiligem Verein,
Wie sich auch des Welschen Grimm erneue,
Deutschen Namens schönstes Merkmal sein.

Albert Diefenbach.

Konrad Kurzbold.[1]

Der Apfel und das Weib
Und müßger Zeitvertreib

[1] Der Graf Konrad im Niederlahngau, von seiner untersetzten Gestalt Kurzbold genannt (†948), war ein sehr wackerer, aber seltsamer Mann. Vor Aepfeln und Weibern hatte er einen solchen Abscheu, daß er nicht einmal übernachten wollte, wo Eines oder das Andere sich befand. Dagegen gab er viele Proben seiner Tapferkeit. So erlegte er einen Löwen, der aus seinem Behälter gebrochen war und Kaiser Otto I. (936—974) zu zerreißen drohte mit einem Streiche und durchbohrte, ein zweiter David, mit einer Lanze einen Slaven von Riesengestalt, der,

Hört zu den schlimmen Dingen,
Weil eben Nichts, als Dies,
Uns schöne Paradies
Man sah die Menschheit bringen.

Das mußte seiner Zeit,
Bewundert weit und breit,
Auch Konrad Kurzbold fassen:
Drum sah man ihn das Weib
Und müßgen Zeitvertreib
Und Aepfel so sehr hassen.

Klein war er von Gestalt,
Doch schlug sein Herz nicht kalt
Für Muth und edle Thaten;
Wer seinem Rath vertraut
Und auf sein Wort gebaut,
War nimmer schlimm berathen.

Ihn sah fürs heilge Recht,
Für Freiheit und Geschlecht
Die Welt das Schwert nur führen,
Und seines Namens Lob,
Das rings sich laut erhob,
Ihm mit Verdienst gebühren.

Längst ward im Vaterland
Ob Klugheit und Verstand

ein neuer Goliath, dem kaiserlichen Heere Hohn sprach. Auch schlug er mit geringer Mannschaft Eberhard, König Konrads I. Bruder, und seinen Bundesgenossen Herzog Giselbert von Lothringen, die, neidig auf seine Würde, den Kaiser Otto bekriegten, als es beinahe schon um diesen geschehen gewesen wäre, und erlegte jenen mit eigener Hand in einem Ueberfalle bei Breisig. Von seinem frommen Sinn ist der Limburger Dom (erbaut von 910—940) ein schönes Denkmal. Auch seine Thaten fanden Verherrlichung in Liedern, aber es ist zu bedauern, daß diese vaterländischen Heldengedichte sich nicht erhalten haben.

Er schon genannt der Weise;
Doch höher glänzen soll
Sein Ruhm, der Tugend Zoll,
Als in beschränkter Gleise.

Nie war der Erdenlust
Des Biedermannes Brust
Und ihrem Wahn ergeben;
Drum lenkte frommer Sinn
Zu ewigem Gewinn
Sein thatenreiches Streben.

Dort, wo, auf Fels gebaut,
Ihr noch die Lintburg schaut,
Stand oft er unter Sinnen:
„Mich hat geehrt die Welt;
Dem überm Sternenzelt
Will nun das Lob ich minnen!

Ihm hört ja nur der Preis,
Er ist so gut und weis,
Schafft Wollen und Vollbringen;
Was Gutes ich vollbracht,
Das konnte eigner Macht
Doch nimmermehr gelingen!"

Ob auch sein Auge schlief,
Des Geistes Weben rief
Ihn oft aus seinem Schlummer;
Wie er mit würdgem Zoll
Den Höchsten ehren soll,
Ist seiner Träume Kummer.

Doch durch des Willens Kraft
Ist bald der Plan geschafft,

Ein Haus des Herrn zu bauen:
Des Kreuzes heilig Bild
Schien, hehr und himmlisch mild,
Als Vorbild er zu schauen.

Bald rief aus fernem Land
Er großer Meister Hand,
Das schöne Werk zu schaffen;
Ob auch manch Hinderniß
Oft von der Bahn ihn riß,
Nie kann sein Fleiß erschlaffen.

So rang er dreißig Jahr
Mit Mühe und Gefahr
Und half durch That und Lehre,
Bis auf des Felsens Rand
Der stolze Tempel stand
Zu seines Gottes Ehre.

Fragt ihr, woher das Geld
Kurzbold, der fromme Held,
Zu diesem Bau erschwungen?
Er hat bei Frauen, zart,
Und an dem Mund erspart,
Was ihm das Glück errungen! —

Die heilge Weihe gab
Des frommen Bischofs Stab
Nun bald dem stolzen Dome.
Wild hat die Zeit gestürmt,
Noch steht er hochgethürmt
Am heimathlichen Strome.

Und schaut nach Sturmes Graus
Auf seiner Fluth Gebraus

Mit ungetrübter Klarheit:
So strahlt durch Irrthums Nacht
Mit nie besiegter Macht
Die ewig eine Wahrheit.

Das Gemorde in der Domkirche zu Limburg.
(1114.)

Im Hause, wo Gott wohnet, herrscht Himmelsruhe stets,
Mit süßem Frieden lohnet die Stunde des Gebets;
Zu Limburg in dem Dome, da tönte Waffenklang
Und floß, gleich einem Strome, das Blut im heilgen Gang.
Es kam vom Idensteine Graf Ulrichs Lehensmann,
Der Thaten, nicht gar feine und ritterlich, begann.
Er nahm der Buben viele und führte sie im Flug
Nach Hoen, dem Kirchenspiele, zu wildem Räuberzug.
Gar grausam sah man schalten ihn dort mit Hab und Gut;
Es durfte sicher halten kein Mensch das eigne Blut.
Da stand, vom Ungemache bedränget, auf das Land,
Und „Rache!“ schallt es, „Rache!“ man stählet Herz und Hand.
Man stürzet auf die Dränger mit grausenvoller Wuth,
Da standen die nicht länger trotz der Verzweiflung Muth;
Sie wurden fort getrieben bis an den Strand der Lahn,
Wo, halb schon aufgerieben, dem stolzen Dom sie nahn.
Dort glaubten sie zu finden an heilger Stätte Schutz;
Doch konnte die nicht binden der Rächer blutgen Trutz.
Die dachten, wuthentflammet, ans Heiligthum nicht sehr:
Was die Vernunft verdammet, weiß Leidenschaft nicht mehr.
Indeß zu den Altären die Idensteiner fliehn
Und unter bangen Zähren dort, Rettung flehend, knien;
Erstürmte wild die Hallen von Hoen der grimme Hauf
Und rieb Ulrichs Vasallen bis auf den letzten auf.
Da scholl im heilgen Dome der Waffen wilder Klang,
Da floß, gleich einem Strome, das Blut sein Schiff entlang.

Entweihung hielt vom Orte nun fromme Andacht fern,
Geschlossen blieb die Pforte, bis man gesühnt den Herrn.

Friedrich von Hatzstein, Stadthauptmann von Limburg.

(† 1363.)

Man rühmt in allen Welten
So manchen starken Mann;
Doch wer mag einen Helden,
Der jenem gleichet, melden,
Den ich euch preisen kann?
Auf Hatzstein ist entsprossen
Mein Friederich, der Held;
Der kämpfte unverdrossen,
In Mauern eingeschlossen,
Wie auf dem offnen Feld.

Zu Limburg an der Löhne,[1]
Da war er wohlbekannt,
Da ward von jeder Schöne
Vor allen seiner Söhne
Der Hauptmann gern genannt.
Viel that der Stadt er nützen
Für Handel und Gewerb:
That wacker sie beschützen
Und schlug in den Scharmützen
Die Räuber kühn und derb.

Wann nun der Handel blühte
Und die Gewerbe all,
Wann Alles sich bemühte,
Voll regen Fleißes glühte,
Geschützt vor Ueberfall:

[1] Alter Name der Lahn.

Dann erst, in freien Stunden,
Dem heitren Scherz geweiht,
Wann sich vernarbt die Wunden,
Ward er als Held erfunden —
Weit größer, denn im Streit.

Ein Fäßchen guter Reben,
Das so ein Oehmlein hielt,
Das mochte man ihm geben,
Er hob es auf, trank eben,
Tranks aus, als wie gespielt.
Er trank es aus dem Sponten,
Das sagt die Chronik[1] klar! —
Zu Limburg sah vor Monden
Ich wohl, daß sie es konnten,
Doch nicht, wie Friedrich, gar!

Doch — Alle müssen sterben,
Den Tod bringt Allerhand.
Dem Hatzstein brachts Verderben,
Daß er so gut zu gerben
Das Räubervolk verstand.
Meuchlings hat ihn erschlagen
Der Reifenberger Zorn,
Die fast zu allen Tagen
An Limburgs Wegen lagen,
Weil Raubsucht war ihr Born.

Das konnte nicht verschmerzen
Limburg, die wackre Stadt;
Nichts mehr von Lust und Scherzen,
Bis sich gerächt die Herzen
An seinen Mördern satt. —

[1] Die Limburger Chronik sagt von ihm: „Auch war derselbige Friedrich groß und stark, also daß er eine Ohm Weins aufhub und trank es aus dem Ponten.“

Rühmt man nun aller Welten
So manchen starken Mann;
Wer ists, der einen Helden,
Gleich unsrem Hatzstein, melden
Und mir ihn preisen kann?

Das Mahl zu Gretenstein.[1]

Es zog im Waffenschmucke, als gings zu blutgem Straus
Mit seinen Mannen allen der Graf von Runkel aus,
Und Hörnerschall erfüllte die Hügel längs der Lahn,
Als gen die Höhe führte der Graf sein Heer hinan
Und er von allen Seiten noch Freunde eilen sah,
Vor allen die von Schadeck, der Brücke schon so nah.
Was mag der alte Recke wohl führen in dem Schild,
Es funkeln seine Augen so furchtbar zorneswild?
Will Schätze er erwerben, vertilgen einen Feind,
Will alte Schmach er rächen, weil so entflammt er scheint?
Es hat die stolze Limburg des Grafen Zorn erweckt,
Und ihn mit ihrer Freiheit und ihrem Muth geneckt.
Am allgemeinen Hasse der Graf drum Antheil nahm;
Denn rings im Lande waren schon lang der Limburg gram
Die Grafen, Herrn und Ritter, vereint durch Schwur und Bund,
Die Stolze zu zerstören bis auf den letzten Grund.
Es reizten ihre Schätze, ihr Flor und ihre Macht,
Und mehr, als Alles, reizte der Geist, der sie bewacht.

[1] Bei dieser Erstürmung (1361) wurde Kuno von Falkenstein, seit 1347 Coadjutor und 1362—88 Erzbischof von Trier, so sehr geworfen, daß ihm das Angesicht von Schweiß und Blut rann. Er war ein sehr tapferer Mann und hatte mehr das Ansehn eines rüstigen Ritters, als eines geistlichen Chorherrn, so daß er fast sprichwörtlich der Ritter Küno genannt wurde. Als Kaiser Karl IV. (1347—78) in Mainz Hof hielt, und Kuno unter den andern Geistlichen und Domherrn in ritterlicher Tracht vor ihm erschien, forderte er dessen Kappe, setzte sie auf und sagte zu den Anwesenden: „Sehe ich in Kunos Kappe nicht eher einem Soldaten, als einem Domherrn gleich?" — A. H.

Doch diesen zu beschwören, kein Zaubrer sich vermaß,
Und wer vordem es wagte, die Rückkehr stets vergaß.
Bald dünkte deshalb Allen doch allzu schwer das Spiel,
Da in gar vielen Fehden so mancher Ritter fiel.
Das grollt jedoch dem Grafen und Herrn zu Runkel sehr,
Er rief zu neuem Bunde die Edlen rings umher,
Und man beschloß, mit Burgen zu schließen sie erst ein,
Dann stets zum Schlagen fertig bei Tag und Nacht zu sein.
Bald stand auf steilen Felsen die erste Burg schon da,
Von deren festen Zinnen man Limburgs Mauern sah.
Die Freunde sind geladen, die Burg heut einzuweihn
Und zu der Gräfin Ehre zu taufen Gretchenstein.
Schon glaubte man gebrochen der Limburg stolzen Muth,
Schon wollte man sich wärmen an ihrer Häuser Gluth;
Denn müßig hat dem Baue der Burg sie zugesehn,
Drum wars um ihre Freiheit — im Traume schon geschehn.
Doch als bei frohem Mahle und altem Runkler Wein
Und scherzend mit den Frauen im Saal zu Gretchenstein
Die Herrn und Ritter saßen, erscholl die Schreckenspost:
„Es kommen die von Limburg, die bringen derbe Kost!"
Man taumelt, flucht und betet — und greift zu Schild und Schwert:
„Ha!" rief der Graf, „die Schurken sind keinen Schwertstreich werth!
Erschlagt sie mit den Schilden, wies tollen Hunden ziemt,
Daß Keiner sich in Limburg des Abenteuers rühmt!"
Da scholl es dumpf im Hofe: „Ihr Schlosser, schließet auf,
Damit Geschenke bringe die Limburg zu der Tauf!
Ihr Zünfte, rasch zusammen, erwerbt der Herren Gunst
Durch eure Pathengaben, durch eure werthe Kunst!"
Wie haben da die Schlächter so kunstgewandt geschlacht,
Wie haben da die Schmiede den Stahl so blank gemacht!
Wie bunt ward da gefärbet, wie herrlich tapeziert,
Wie dicht gegerbt, gewalket, wie spiegelglatt poliert!
Wie heizten da die Bäcker den Herrn so tüchtig ein,

Wie zapften da die Wirthe so purpurrothen Wein! —
Und als das Mahl geendet, der alte Führer sprach:
„Nun nehmt ein Angedenken an diesen Ort und Tag
Euch mit in Limburgs Mauern, auf daß nichts übrig bleibt,
Damit, wenn in die Chronik man dieses Fährtchen schreibt,
Man unsrer auch gedenke als ehrenwerther Gäst,
Die eine Burg verzehret bis auf den letzten Rest!“
Da war von Thurm und Mauern gar bald nichts mehr zu sehn,
Und ohne Angedenken noch Mancher heim mußt gehn.
Dem Grafen wars gelungen, nach Runkel zu entfliehn,
Doch quälten Gram und Rache noch lange bitter ihn.
Obgleich in allen Burgen man Rache mit ihm schwört
Und sich die Zahl der Feinde der Limburg täglich mehrt;
Die Limburg trotzte allen durch Muth und Festigkeit
Und ward durch Fleiß und Handel berühmt im Reiche weit.
Die Burgen sind zerfallen, es starb das deutsche Reich —
Noch steht die alte Limburg, sie bleibt sich ewig gleich!

Joseph Rühl.

Die Kunde von Ditkirchen.

1.

Von schroffen Felsen am Ufer der Lahn,
Die schöne Geschlechter und Zeiten sahn,
Blickt stolz die Kirche hernieder ins Thal
Und zündet hehrer Erinnerung Strahl.
Drin stehet ein stattliches Ritterbild,
Gerüstet mit Waffe und Wehr und Schild,
Und neben ihm hangen an grauer Wand
Gar schwere Fesseln für Fuß und Hand.
Das ist der Ritter Dietrich von Dern:
Ihn konnte des Kreuzes Ruf nicht entbehrn,
Der muthentflammt und begeistrungsvoll

Durch Nassaus herrliche Gauen scholl.
Fort zog er in das gelobete Reich,
Dem keines an heiligen Orten gleich,
Und kämpfte unter des Kreuzes Panier
Gen heidnische Wuth und Mordbegier.
Doch wackerer Sinn und tapfere Hand
Nicht immer schützet in feindlichem Land;
Mehr, als des Schwertes rüstge Gewalt,
Vermag da oft listiger Hinterhalt.
Schon war geflossen viel Türkenblut
Durch Dietrichs Klinge, tapfer und gut;
Drum war ihm der Sarazene gram
Und suchte, wie er gefangen ihn nahm.
Es folgte ein nächtlicher Ueberfall,
Was half ihm da Muth und Tapferkeit all?
Man schlug in Banden ihn bei dem Sturm
Und warf ihn tief in den ödesten Thurm.

2.

Gefangen, in Kerkers düsterer Nacht,
Hat oft er der heimischen Fluren gedacht;
Doch keine Summe, die man entbot,
Befreite ihn aus der schmerzlichen Noth.
Manch Jahr da schmachtet er, matt und bleich
Ganz einem Bilde der Todten gleich;
Und Hand und Fuß an der Ketten Last
Gefügt, saß dort er in schweigender Rast.
Die Hoffnung auf Rettung war ihm entflohn;
Nur drüben noch hofft er Befreiung und Lohn.
„Der Himmel wird enden meinen Schmerz!"
So sprach er und fühlte getröstet sein Herz.
Doch stärker erwachte der Sehnsucht Lust
Nach Vaterlands Fluren und liebender Brust;
Die theuren Häupter noch möchte er sehn,

Dann will er getrost zu den Vätern gehn.
„Der Himmel wird helfen, er hilft auch vielleicht,
Daß einmal mein Fuß noch die Heimath erreicht!“
Und heißer lodert mit jeglichem Wort
Sein Flehen empor zu der Leidenden Hort.
„O Herr, erlösest du mich aus der Haft,
Dann sei dir zu Ehren ein Tempel geschafft
Dort neben der Lahn auf dem heiligen Stein,
Wo ruhet Lubentius frommes Gebein!“
So fleht er, sein Auge in Schlummer sank,
Sein Busen himmlischen Frieden trank;
Ein lichter Engel hernieder kam
Und ihm aus dem Herzen die Leiden nahm.

3.

Vom Schlafe erwachte sein Auge bald,
Er sieht sich umkränzet von grünem Wald;
Es ist kein böser, kein neckender Traum,
Der täuschend ihm malet des Kerkers Raum!
Es strahlet ja hold ihm der freundliche Tag,
Und tönt ihm gar lieblich der Vögel Schlag;
Die Blätter ja flüstern ihm traulichen Gruß,
Und frei von den Fesseln, wegt sich sein Fuß!
Doch kann er erkennen nicht, wo er verweilt,
Und fürchtet noch, daß ihn der Türke ereilt;
Fremd scheint ihm die Gegend und Weg und Steg,
Drum birgt er sich tiefer in das Geheg.
Doch plötzlich hörte er Leute jetzt nahn
Und erkennt die heimische Sprache der Lahn;
Da schwand die Furcht, ihm pochte die Brust,
Als wollte sie springen vor Wonne und Lust.
Und vor ihm stehen, wie wirre gemacht,
Drei Männer in ländlich sittlicher Tracht

Und wollen fliehn mit Entsetzen und Graun,
Wie sie den hageren Ritter erschaun.
Doch freundlich ruft er: „Fürchtet euch nicht,
Schaut her nur, ein menschliches Angesicht!
O kündet mir, ich belohne euch gern,
Bin ich von Dern, dem Schlosse, noch fern?"
Da sprachen sie freundlich: „Nicht sollt ihr entbehrn
Der Auskunft, ihr seid in dem Walde von Dern!"
„Dern!" jubelt der Ritter, so innig, so warm,
Und schloß die Männer, wie Brüder, in Arm.
Und stürmte durch Hecken und Sträuche geschwind
Und lag an dem Busen von Weib und Kind.
Doch als er des Rausches Freuden verträumt,
Hat nicht er mit seinem Gelübde gesäumt.
Bald stand der herrliche Tempel alldort,
Geweiht an Lubentius heiligem Ort;
Die Dietrichskirche[1] ward sie genannt,
Ditkirchen ist heute noch rühmlich bekannt.

Die Kirche zu Ditkirchen.

Bei Ditkirchen hebt an der Lahne Strand
Sich ein schroffer Felsen hervor;
Drauf raget, beschauend das fruchtbare Land,
Eine alte Kirche empor.

[1] Andre lassen diese älteste Kirche, wo der h. Lubentius († 351) das erste Bethaus baute, erstanden, vorzugsweise die Kirche nennen und leiten daher den Namen Ditkirchen ab. Einige beziehen denselben auf das deutsche Heidenthum und lassen hier, wo sich ein hoher Felsen steil am Strom erhebt, und das Schauerliche und Erhabene mit dem Anmuthigen und Sanften sich paart, einen heiligen Hain, dem Teut oder Diet geweiht, gelegen haben. Sicherer aber ist wohl die Herleitung desselben von Diet (Thiuda — Volk), Volkskirche; denn hier war die älteste und Hauptkirche, zu welcher das Volk der ganzen Gegend strömte. Es ward hier das uralte Landgericht zum Reckenforst gehalten, das jedesmal alles Volk des großen Gaues versammelte. Da erschien Lubentius, den man den Apostel der Nassauer nennt, wählte den hohen Felsen über dem Flusse zur Kanzel und verkündete der zahlreichen Zuhörerschaft um 350 daselbst das Evangelium.

Die Geister der Vorwelt umschweben das Haus,
Und drüber zieht Wetter und Sturm;
Gar feierlich tönet des Sanges Braus
Zu dem Glockengeläute vom Thurm.
Es blickt von der Höhe so ernst herab
Mit bemoostem, ehrwürdigem Haupt,
Und was einst die graue Vorzeit ihm gab,
Hat die neuere ihm nicht geraubt.
Geschlechter erstanden und sanken in Staub,
Oft grünte und welkte der Hain;
Doch nicht der Vergänglichkeit leichter Raub,
Wie sie, ward sein rauhes Gestein.
Und mit ihm pflanzte des Ursprungs Grund
Von Geschlecht zu Geschlechte sich fort,
Und jetzt noch lebt in des Volkes Mund
Der Sage wundersam Wort.
Der Ritter von Dern, ein Edler von Frei,
Weilte ferne vom heimischen Strand
In harter, schmachvoller Sklaverei
Viel der Jahre in fremdem Land.
Und wie er des Abends im Kerker einst saß,
Hat der Lieben daheim er gedacht;
Das Auge wurde vor Thränen ihm naß,
Und er seufzte hinaus in die Nacht.
Auf das Antlitz warf er zur Erde sich hin
Und flehte zum Herrn, seinem Gott,
Mit kindlich gläubigem, frommem Sinn:
„Befrei mich aus Kerker und Noth!
Ja, lässest die Heimath du wieder mich schaun,
Daß zieh in mein Schlößchen ich ein;
So will eine Kirche zum Dank ich dir baun
Auf Ditkirchens felsigem Rain!“
Sanft stillet der Schlummer der Thränen Lauf,
Bis am Morgen, gar herrlich und schön,
Tritt zum Schläfer ein Engel: „Jetzt wache auf!“

Da glaubt er sein Schlößchen zu sehn.
Er reibt sich die Augen, er schauet umher,
Die Gegend, sie ist ihm bekannt;
Er ist in der Heimath, er zweifelt nicht mehr,
Er ist in dem Vaterland.
Hell glänzen die Höhen, die Wälder, das Thal
Im schimmernden Morgenrothgold,
Und entgegen blickt ihm im Sonnenstrahl
Seine Veste, freundlich und hold.
Mit lautem Jubel begrüßt er das Licht,
Das, ach! so lang er entbehrt;
Ein heißes Gebet seinem Gotte er spricht,
Das Antlitz zum Himmel gekehrt.
Und während den heimischen Boden er küßt,
Auf dem er nun wiederum lebt,
Die Fluren mit Thränen der Rührung umschließt,
Sein himmlischer Führer entschwebt.
Drauf zur Veste die eilenden Schritte er lenkt,
Es knarrt in den Angeln das Thor,
Und der Ritter, den Jeder verloren denkt,
Stellt freudig den Seinen sich vor.
Wie schlägt in Entzücken und Wonne sein Herz,
Als er die Geliebte umfaßt;
Vergessen ist Kerker, vergessen ist Schmerz,
Nicht fühlt er der Ketten Last.
Die zärtliche Gattin befreiet den Arm,
Ihre Thränen tröpflen darauf
Und die Freudezähren, liebend und warm,
Sie thauen die Fesseln ihm auf.
Doch der Ritter in seinem Glücke gar bald
Vergaß, was dem Herrn er gelobt;
Als fürchterlich einst in dem Schlosse es hallt,
In den Mauern, wie Donner, es tobt.
Da denket er an das gegebene Wort,
Rufet Werkleute schnell sich zur Hand

Und führet Holz und Steine sofort
Auf die Höhe, Herrnberg genannt.
Rasch höher und höher erhebt sich das Haus,
Schon thronen die Mauern dem Land,
Da eines Morgens, der Gegend zum Graus,
Auf Ditkirchens Felsen es stand.
Der Ritter hat weiter den Bau dort vollführt,
Dort schloß er den Lebenslauf;
Sein Grab ist mit seinem Bildniß geziert,
Die Fesseln liegen darauf.
Kommst, Wandrer, die Straß du bei Ditkirchen her,
Dann trete ins heilige Haus!
Man erzählt dir die wundervolle Mähr,
Und gläubig gehest du aus.
Und trägst du im Herzen Kummer und Leid,
So bete mit frommem Sinn
Zu dem Herrn, deinem Gotte, der gerne erfreut,
Und ziehe getröstet dahin!

Daniel Zöllner.

Die Legende vom heiligen Lubentius.

Es wogt in deutschen Gauen gar mancher prächtge Strom,
Den hold bestrahlt des blauen Gewölbes heitrer Dom;
Doch wenn auf seinen Wellen noch stolzer schwebt der Kahn,
Nicht ist er gleich zu stellen der heimisch schönen Lahn.
Seht dort des Dampfes Riesen, wie er die Fluth durchkreist!
Hoch hat dies Werk gepriesen des Menschen kühnen Geist;
Doch gleicht er nicht dem Schiffe, das in so stolzem Lauf
Durch Sand und Felsenriffe hier schwebt die Lahn herauf.
Die Wellen flüstern leise, sanft weht es an die Luft
Und trägt auf seine Gleise der Blumen süßen Duft.
Es blickt in lichter Schöne herab des Himmels Blau,
Und gottgeweihte Töne umschwellen Strom und Au.

Das Schifflein kommt geschwommen, von lichtem Glanz erhellt,
Kein Ruder wird vernommen, kein Segel ist geschwellt,
Kein Schiffer lenkt die Fähre, doch zieht es stolz die Bahn;
Drum künde, fromme Mähre, wer treibet jenen Kahn?
Das thut die heilge Welle der Lahn, die wundersam
Vom Ausfluß zu der Quelle zurück geflossen kam,
Weil sie auf ihrem Rücken des Heilgen Leichnam trägt,
Dem hier mit Hochentzücken der Dank der Herzen schlägt!
Oft mußte sie ihn tragen, wenn er das Volk gelehrt,
Das er vor grauen Tagen zum Christenthum bekehrt;
Drum zollt die letzte Ehre sie jetzt ihm erfurchtsvoll,
Uebt selbst die fromme Lehre, die am Gestade scholl.
Nach Ditenkirchen führet sie ihre heilge Last,
Das Volk steht tiefgerühret und staunt in stummer Rast;
Doch als gelöst die Zungen sich zu des Wunders Preis,
Da ist gar hehr erklungen des Jubels volle Weis.
Am schönen Moselstrande schloß er die fromme Bahn,
Doch ruhn will er im Lande an seiner theuren Lahn.
Wo auf des Stromes Glätte der greise Tempel schaut,
Da ward an heilger Stätte sein Sarg der Gruft vertraut.
Doch heilig scholl sein Namen weit in das Land hinaus,
Und fromme Pilger kamen voll Andacht in sein Haus.
Vor Allem war er heilig den Schiffern auf der Lahn,
Die nun in ihm jeweilig den sichren Schirmer sahn.
Ein silbern Schifflein schenkte dem Haus ihr frommer Sinn,
Und ihre Fahrten lenkte stets Segen und Gewinn;
Denn wann die Wogen rauschten, erschien sein Schatten dort,
Und Wind und Welle lauschten, gehorsam seinem Wort.
Es kamen trübe Stunden auch über dies Gefild;
Das Schifflein ist verschwunden, mit ihm des Heilgen Bild:
Doch heißt an diesen Stellen ein Wind, der, sanft und lind,
Stromaufwärts theilt die Wellen, noch St. Lubentiwind.[1]

[1] Auch nennt man auf der Lahn eine Strömung der Wellen gegen den Strom, die sich bald in der Mitte und bald an dem linken und bald an dem rechten Ufer so breit, wie das Gleise eines Schiffleins, zeigt, noch heute den Lubentiusstrom. Das Stift zu Ditkirchen bewahrte noch 1525 ein übergoldetes Brustbild des Heiligen und ein silbernes Schifflein, welches ihm die Lahnschiffer geweiht hatten.

Die Marienkapelle auf dem Herzberge bei Hadamar.

Wie lieblich unter deinen Linden,
Wenn Zephyrs Flügel säuselnd wehn,
Des Frühlings Nähe zu empfinden,
Des Frühlings Angesicht zu sehn!
Wenn fessellos die Bäche rauschen,
Wenn sich belaubt der Buchenwald,
Wenn wir dem Sang der Vöglein lauschen,
Der aus den grünen Büschen schallt!

Wenn dann die holden Kinder kommen,
Und dir, Madonna, still vertraun,
Was ihnen macht das Herz beklommen,
Welch süße Hoffnung sie sich baun,
Und wenn die Phantasiegebilde
Die Wangenröschen noch erhöhn;
Dann scheint der Frühling noch so milde,
Dann glänzt der Himmel noch so schön!

Wie lieblich kühlet uns dein Schatten,
Wenn über uns die Sonne glüht,
Wenn wir im dunstgen Thal ermatten,
Wo uns des Sommers Brand umsprüht!
Es säuselt uns von deinen Wipfeln
Mit sanftem Fittich süße Ruh,
Und von des Westerwaldes Gipfeln
Ergießt sich uns Erquickung zu.

Wie lieblich, wenn im Herbstesglanze
Die Flur des Segens Fülle beut,
Der Wald mit seinem bunten Kranze,
Die Luft mit Klarheit uns erfreut,
Wenn aus des nahen Weinbergs Laube
Der Gott der Freude strahlend blickt,

In seiner Hand die Purpurtraube,
Mit der er unser Herz erquickt!

Du hast zu deinem schönsten Throne,
Madonna, diesen Berg ersehn
Und schaust vergnügt mit deinem Sohne
Von diesem Sitz nach fernen Höhn:
Es thürmen sich vor deinen Blicken
Hier die basaltnen Kuppen auf,
Dort dehnt des Taunus Bergesrücken
Sich nach der Flüsse stolzem Lauf.

Es ruhn in deinem stillen Frieden
Die Herzen edler Fürsten aus,
Die Ehrengaben dir beschieden,
Die dir erbaut dies heilge Haus.
Du warst von ihrem frommen Stamme
Geehrt als Himmelskönigin;
Dir lodert ihre Opferflamme,
Dir dienten sie mit reinem Sinn.

Auch jetzt noch wallt die gläubge Menge
Aus Stadt und Land um deinen Thron
Und fleht in fluthendem Gedränge
Zu dir empor und deinem Sohn.
Sie beten all um deinen Segen
Und wünschen Rettung in der Noth
Und Leitung auf den dunklen Wegen
Und Trost und Hoffnung in dem Tod.

O spende du den Wahrhaftfrommen
Die Himmelsgaben reichlich aus;
Erleuchte sie, die zu dir kommen,
Die flehend stehn in deinem Haus,

Und laß sie tief im Herzen spüren,
Daß Fleiß den Himmlischen gefällt,
Daß Tugenden zum Himmel führen,
Daß Redlichkeit den Preis erhält!

Jos. Muth.

Die Zerstörung von Dornburg.[1]

1.

Hoch schaut vom Blesenberg weit in das Land hinaus,
St. Blasius geweiht, ein altes Gotteshaus,
Und freudig schwelgt das Aug im Anblick dieser Flur,
Die freundlich ausgeschmückt die liebende Natur.
Viel Städte prangen rings und Dörfer ohne Zahl,
Zu fesseln unsren Blick, dem wehe thut die Wahl,
Was er zuerst und was zuletzt begrüßen soll
Von diesem Landschaftsbild, so reich, so anmuthvoll.
Doch nicht die Gegenwart allein füllt da das Herz,
Auch die Vergangenheit erschließt ihr Thor von Erz;
Sie spielt bald ernst, bald traut um den bewegten Sinn
Und gibt die Sage uns als kundge Führerin.
„Siehst du die Trümmer dort," so flüstert sie vertraut,
„Auf die des Forschers Aug nur, wie durch Nebel, schaut?
Geschichte weiß es nicht, was diese Reste sind,
Das allzu scharfe Spähn macht ihr das Auge blind.
Wo du ein Römerwerk etwa zu finden meinst,
Da schmückte eine Stadt die Bergesfläche einst:
Dornburg war sie genannt, weil, wo sie sich erhob,
Nur Dorngestrüpp zuvor des Berges Haupt umwob.

[1] Auf der Fläche des Klös- oder Blesenberges liegen Dornburgs Trümmer, Reste vormittelalterlicher Verschanzungen und Gebäude, an die sich eine Art von Pfahlgraben schließt, und welche die Sage für eine zerstörte Stadt erklärt. Die auf der Spitze der Bergebene einsam gelegene Kirche des h. Blasius, eine der ältesten des Landes, für die das Volk eine hohe Verehrung hegt, und bei welcher das Gauding gehalten wurde, gab dem Berge und dem Gericht Blesenberg, das zur Herrschaft Ellar gehörte, den Namen. — Nach der Sage und der prosaischen Erzählung derselben von Rektor Joseph Braun.

In ihrem Wappen stand, wie deutlich ich noch weiß,
Der inhaltschwere Spruch: Gottseligkeit und Fleiß!
Ein Spruch, an den sich gern des Himmels Segen schließt,
Aus welchem alles Glück, wie jede Tugend, fließt.
In ferne Länder lief, was sie erzeugte, aus,
Und Wohlstand blickte bald in jedes Bürgers Haus;
Kein Städtchen, weit und breit, war ihm an Reichthum gleich,
Doch war an frommem Sinn, wie es, auch keins so reich.
Lang blühte so es fort und hielt gewahrt vor Bruch
Selbst in dem höchsten Glück der Väter heilgen Spruch;
Da war kein Glied, das je die Trägheit lieb gewann,
Und keines, das ein Werk je ohne Gott begann.
Doch unerforschlich sind der Fügung Wege oft,
Sie straft nicht selten da, wo Lohn das Herz erhofft,
Und schon gar manches Mal traf Viele ein Geschick,
Das Einer nur beschwor in schwachem Augenblick.
Auch Dornburg sank in Staub: es floß der Bürger Blut,
Der wilden Flammen Strahl verschlang ihr Hab und Gut;
Die Mauern stürzten ein, und diese Trümmer dort,
Sie sind der Leichenstein von jenem ganzen Ort."

2.

„Ein heitrer Herbsttag wars, da lenkte an der Lahn
Ein kleiner Zug herauf gen Dornburg seine Bahn:
Kaufleute sinds von da, die seit geraumer Zeit
Genommen von der Stadt des Abschiedes Geleit.
Jetzt kehren sie zurück, des theuren Anblicks froh,
Der ach! so lang ihr Aug in weiter Ferne floh:
Wie liegt die Heimath da vor ihrem Blick so hold,
Wie blitzt das Städtchen dort so schön im Abendgold!
Bewegter schlägt ihr Herz; zu ihrem schönsten Glück
Führt unversehrt sie ja die Wanderung zurück:
Wie wird die Gattin sich und wie die Kinder freun,

Und wie so manches Bild das Wiedersehn erneun!
Doch werden finden sie die Lieben auch noch all,
Wird zu beklagen sein kein harter, trüber Fall?
Fort, drückendes Gefühl! die Hoffnung spricht ihr Nein,
Das Wiedersehen wird, es muß ein frohes sein!
Ein frohes, denn Gewinn, und reicher, war ihr Loos,
Der baldigst nun gelangt in ihrer Lieben Schoos;
Und manche Spende wird die Harrenden erfreun
Und in den theuren Kreis Freud und Bewundern streun.
Ein halbes Stündchen noch, dann ist erreicht das Ziel;
Doch wunderbar gefügt ist des Geschickes Spiel:
Durch einen Wald noch führt sie an des Berges Fuß
Der Weg, den nun die Schaar sich erst erkämpfen muß.
Da lauscht im Hinterhalt ein Räuberritterchor
Und stürzt mit Fluch und Drohn aus dem Versteck hervor.
„Halt!" donnert es sie an, und eine Stunde, heiß,
Rafft hin vielleicht, was mühsam sparte reger Fleiß.
Der Kampf beginnt, und Blut befleckt die Erde bald,
Die Schwerter klirren hell, und dumpf erdröhnt der Wald:
Gleich Löwen, ficht die Schaar mit unverzagtem Muth,
Es galt das Leben ja, es galt das saure Gut.
Weit überlegen ist die Ritterschaft an Zahl,
Und sicher bleibt nur Flucht hier, oder Tod die Wahl;
Doch noch zur rechten Zeit sind Dornburgs Bürger nah,
Als selbst die Hoffnung schon verzweifelnd niedersah.
Und plötzlich weicht der Feind und suchet rasch die Flucht,
Doch mancher erntet auch sogleich des Frevels Frucht;
Drei aber hält man fest und führt sie, kampfesmatt,
Siegreich, wie im Triumph, hinan den Weg zur Stadt."

3.

„Gleichwie ein holder Stern in trüber Mitternacht
Den Wandrer freundlich an auf dunklem Pfade lacht,

Tritt jetzt vor meinen Geist ein liebetrautes Bild,
Ein Bild aus alter Zeit, ein Lichtstrahl, sanft und mild.
Des Bürgermeisters Kind, die fromme Hildegard,
Schön, wie noch keine Maid gesehn in Dornburg ward,
Sitzt an dem Rocken still, wo züchtig ruht ihr Blick,
Indeß von ihm sie spinnt die Fädchen mit Geschick.
Das Rädchen schnurret leis, es füllt sich an die Spul,
Die zarte Leinen nimmt dann auf der Weberstuhl,
Und munter flieht dahin das kleine Weberschiff,
Das hin und her sie schwingt mit kunstgewandtem Griff.
Des Bürgermeisters Kind? — Ja, keine Schande fand
Die gute, alte Zeit in Arbeiten der Hand,
Ob denen jetzt sich fast das Bauernmädchen grämt,
Wenn es sie üben muß, und deren es sich schämt.
Selbst Fürstenkinder sah man pflegen jener Kunst,
Bei Königstöchtern war die Kunkel selbst in Gunst,
Und Werke eigner Hand trug damals jedes Weib,
Geborgtes Flitterzeug beschämte keinen Leib.
Da hieß man Tugend nicht, vorzüglich sein im Tanz,
Da galt als Vorzug nicht der neusten Moden Glanz,
Da war es rühmlich nicht, wenn man bis Mittag schlief
Und beim Vergnügen saß bis in die Nächte tief.
Drum kam auch Rupert gern von Ellars Burg herauf,
Und Arnulph Wellberg nahm ihn gastlich immer auf;
Doch nicht der Becher wars, den bot das Bürgerhaus,
Was her so oft ihn zog, wenn ab ihn hielt kein Straus:
Nein, Hildegard allein, das reizgeschmückte Kind,
Das alle Gaben eint, die Zier der Frauen sind!
Und stundenlang oft saß er vor ihr, wenn sie spann,
Und durch das Händchen ihr das feine Fädchen rann.
Er war ein guter Jung und allen Freveln gram,
Durch die so vieles Leid auf Deutschland damals kam;
Doch er ist Ritter, dem, was er im Herzen scheut,
Sein Stand zu nahe legt, und meist der Bund gebeut.
Auch war ein Recke, der auf Räubereien ging,

In jener trüben Zeit gar so kein selten Ding:
Es war die schreckliche, die kaiserlose Zeit,
Wo, wie ein Recht, man trieb dies Wesen weit und breit.

4.

„Schon manche Woche war vorüber jetzt geflohn,
Seit Hildegard nicht mehr gesehn den Rittersohn.
Gern dachte sie an ihn; doch, war sie ihm auch gut,
Schien Liebesthorheit nicht zu rieseln durch ihr Blut.
Zu unbefangen war ihr unschuldvoller Sinn,
Als daß sie ein Gefühl betritt von Anbeginn,
In dem ihr Vater selbst nur ferne Freundschaft sah,
Und welchem doch der Weg zur Liebe liegt so nah.
Der Abend graute schon, sie saß am Rädchen noch,
Als an den Bergen fern die Sonne sich verkroch;
Da hört sie den Tumult, der rasch die Stadt durchdringt,
In die man siegesfroh die drei Gefangnen bringt.
Ans Fenster stürzt sie schnell: groß ist des Volkes Zug,
Das durch die Straßen strömt, als könne nicht genug
Es die Schnapphähne schaun, auf deren Angesicht
Ohnmächtig eine Bahn des Herzens Wuth sich bricht.
Da kommen sie heran: Georg von Molsberg ist
Der Erste in dem Zug, ein Mann von Muth und List;
Ihm schließt sich Emich an, von Ellars Burg entstammt,
In dessen Zügen wild des Trotzes Feuer flammt.
Auf diesen folgt ein Mann mit düstrem Angesicht,
Und wer? — Ha, Rupert ists, das Auge täuscht sie nicht!
Nach ihrem Fenster schlägt betrübt er auf den Blick,
Und tiefes Mitleid weckt in ihr sein Mißgeschick.
Wohl trieb vom Fenster sie die Scham, der Unschuld Hort,
Doch das Gefühl der Brust, es scheuchte sie nicht fort;
Sah er so bittend doch nach ihr, so schwermuthsvoll,
Und ist das Mitleid nicht des Unglücks letzter Zoll?

Ha! ihrer Wohnung nah, sitzt er im tiefen Thurm,
Umnachtet, wie im Schoos der Erde wohnt der Wurm;
Die Eisenpforte knarrt und soll geschlossen sein,
Bis die Gefangnen löst ein hoher Geldpreis ein.
So will es Dornburgs Rath, doch nicht die Ritterschaft,
Ders als entehrend gilt, so zu entgehn der Haft:
Wo Schlachtendonner dröhnt, da ist ihr Erntefeld,
Sie zahlet mit dem Schwert, der Bürger nur mit Geld.
Das ist der starke Trost, der die Gefangnen hebt
Und mächtig in der Brust Georgs und Emichs lebt,
Indessen Ruprechts Herz der Liebe Hoffnung nährt,
Die Banden bricht, wo selbst das Schwert sich nicht bewährt."

5.

„Fest Allerheilgen wars, das Tage, unheilvoll
Und kampfesschwer, der Stadt fortan bereiten soll.
Von allen Seiten ziehn der Feinde Schaaren an
Und lagern sich umher nach wohlbedachtem Plan.
Die Mannen Westerburgs entsendet Mitternacht,
Und Ellars Volk bricht auf, wo hold der Morgen lacht;
Aus Mittag langen an Derns Ritter, kampfvertraut,
Und Molsbergs Sassen dort, wo still der Abend graut.
Ein Herold naht der Stadt; umsonst, sie gibt nicht nach,
Weil ohne Lösegeld Befreiung an man sprach:
So wurde denn erklärt die Fehde förmlich jetzt
Und die Belagerung rastlos ins Werk gesetzt.
Angriff auf Angriff folgt; doch es gelingt kein Sturm,
Der Bürger Heldenmuth steht fester, als ein Thurm:
Die Mauern dröhnen dumpf, dran ab das Wurfzeug prallt,
Ohnmächtig, wie ein Kind dem Fels das Fäustchen ballt.
Wo die Gefahr sich regt, ist Wellberg überall,
Hier, wenn ein Thor man stürmt, dort, wo bedroht der Wall.
Doch während heiß er kämpft, sitzt Hildegarde still

Im Kämmerlein und denkt: „Es geht, wie Gott es will!"
Und wenn sie dann gefleht recht brünstig, schleicht sie fort,
Ersteigt den nahen Thurm und weilt tief sinnend dort;
Von Dornburg flieht ihr Blick, schweift auf die Feinde dann,
Bis es auf Ellars Burg ermüdet ruhen kann.
So flohn zwei Monde fast, kein Vortheil ist erreicht,
Die Ritter werden stumpf, und ihre Hoffnung bleicht.
Schon war es grimmig kalt, Weihnachten kam heran,
Und freudig ward darum begrüßt des Abzugs Plan.
Der Morgen jenes Tags ist dazu auserſehn,
Es will daheim dies Fest die Ritterschaft begehn;
Ein kleiner Theil nur soll, zu wahren noch den Schein,
Bis zu dem nächsten Lenz des Lagers Hüter sein.
Dies kündet Arnulphs Knecht, Conrad, der unerkannt
Ins Feindeslager schlich, und Freudigkeit bemannt
Des ganzen Städtchens sich, in welchem Kind und Greis
Sich nach so vielen Mühn nach Ruhe sehnt gar heiß.
Ein Herz nur scheint nicht froh, die schöne Hildegard,
Die selbst noch finsterer seit dieser Kunde ward;
Sie mied des Vaters Blick und schloß sich einsam ein,
Der Schwermuth düstres Bild, ins stille Kämmerlein."

6.

„Christabend kam, und Nacht lag über Berg und Thal,
Nur selten durchs Gewölk brach hell ein Sternenstrahl;
Wild heulte durch die Flur ein eisigkalter Sturm,
Die Dächer klirrten dumpf, bang pfiff es um den Thurm.
Doch Freude füllt die Stadt; es war die hehre Nacht,
Die, stürmisch auch, der Welt Erlösung einst gebracht;
Selbst Hildegarde wird wehmüthigfroh gestimmt,
Ein Licht, das eh es stirbt, hellauf noch einmal glimmt.
„Schwarzdunkler Wolken Saum umzieht der Sterne Pracht,
Auf raschen Flügeln trägt sie fort des Sturmes Macht;

Des Lebens Freuden auch entfliehen mit dem Wind,
Und thränend blickt das Aug, wo sie verschwunden sind!
Siehst du die Wolke nicht, die schwarz mein Haupt umzieht?
Was that der Freude ich, daß kalt mein Herz sie flieht?
Die Seufzer mahnen dumpf mich an geflohne Lust,
Mein Leben, es ist Nacht, Sturm tobt in meiner Brust!
Doch bald, ja balde tagt im Osten schon das Licht,
Wo blutig durchs Gewölk der Strahl der Sonne bricht:
Flieht, Sorgen, flieht mein Herz, o Morgen, steige auf,
Du Schicksal, das es drängt, vollende deinen Lauf!"
So sang zur Laute sie, die lang vergessen hing,
Als die geweihte Nacht die Erde schon umfing,
Sangs, als zur Mette schon die Feierglocke rief,
Und andachtsvoll das Volk zum Gotteshause lief.
Dort klang das Friedenslied: „Gott in den Höhn sei Ehr!"
Doch Hildegardens Brust kennt keinen Frieden mehr;
Sie ist bewegt vom Sturm, und wilde Leidenschaft
Umstrickt ihr blind das Herz mit seiner ganzen Kraft.
Fort stürmt sie durch die Nacht, es spielt mit ihr der Wahn,
Und wo man vor die Stadt auf unterirdscher Bahn
Heimlich gelangen kann; da eilt zum Gotteshaus,
St. Blasius geweiht, die Kundige hinaus.
Die Kirche ist erreicht, es dunkelt in dem Bau,
Wo manches Grabesmal aufraget, schwarz und grau;
Gleich einem Geiste, steht sie dort und blicket stumm
Sich auf den Gräbern rings und in den Hallen um.
Da faßt das Grauen sie, ein Fieberfrost durchrinnt
Die Glieder ihr; sie weiß nicht mehr, was sie beginnt,
Reißt auf die Thür, stürzt fort, stürmt wild hinab den Plan
Und langt verwirrten Sinns im — Feindeslager an."

7.

„Willkommen heißt man froh dort die Verrätherin;
Die Schaaren rüsten sich und ziehn zur Kirche hin,

Von wo es ihnen bald, durch den geheimen Gang
Zu dringen in die Stadt mit ganzer Macht, gelang.
Dort kehrt sich am Altar der Priester eben um
Und spricht das letzte Mal: „Dominus vobiscum!“
Doch welche Antwort drauf? — Dem frommen Segensspruch
Folgt dumpfer Waffenlärm, hier Angstgeschrei, dort Fluch.
Zur Kirchenpforte stürzt das Volk, von Schrecken bleich,
Wo haufenweise sie empfängt der Todesstreich;
Die Mordbegierde rast, es eifern Lanz und Schwert
Und metzeln hin, was kommt, bewehrt und unbewehrt.
Des Brandes Fackel schwingt sich knisternd hier und dort
Und brausend wälzt die Gluth von Haus zu Haus sich fort;
Das Feuer leckt das Blut, nichts hilft die Gegenwehr,
Der Morgen graut noch nicht, und Dornburg ist nicht mehr.
Fern zu St. Blasius blieb Hildegard zurück
Und sah nicht, wie zerfiel des Vaterherdes Glück;
Sie hielt gefesselt eine Ohnmacht, lang und tief,
In welcher bald ihr Sinn nach dem Verrath entschlief.
Doch wie sie auferwacht und hell erleuchtet sieht
Die Fenster von dem Brand, da springt sie auf und flieht
Zum Todtenhof hinaus, wo schon so Mancher starrt
Und auf das große Wort der Auferstehung harrt.
Ha, wie es da ihr Herz so eisig überläuft,
Da sich auf ihrem Haupt das Schuldbewußtsein häuft!
Klar mahnt sie jetzt daran der Flammen blutger Schein,
Der Bürger Wimmern und der Feinde wildes Schrein.
Doch offen steht kein Grab für ihre grause Qual,
Drum stürmt sie fort und stürzt am Hange nach dem Thal
Sich in des Brunnens Bett, der aus Basalten rauscht
Und dessen seltnen Klang der Landmann noch belauscht.
Denn oft noch schwebt sie dort als Schattenbild einher,
Und seufzen höret dann sein Ohr sie tief und schwer:
„Weh mir, weh mir! die Stadt verrathen!“ klagt sie bang
Und durch die Abendluft weithin ertönt der Klang.

Schon Mancher, der Verrath im Herzen sann und Trug,
Vernahm den Weheruf und wußte nun genug!" —
So sprach die Sage und ich künde hier ihr Lied
Für Jeden, der nicht selbst die Trümmer Dornburgs sieht.

Kloster Beselich.[1]

1.

Zu Beslich im lieblichen Haine,
Da sitzt oft ein gräßliches Wild;
Laut ächzt es auf moosigem Steine,
Sein Anblick mit Grauen erfüllt:
Ein Unhold einst war es; im Hasengewand
Hält Sündenfluch dort ihn noch heute gebannt.

Oft lockten die Schatten der Buchen,
Belebet von freudigem Sang,
Mich tief ins Gebüsche, zu suchen
Den Busch, der vom Liede erklang,
Wo lauschend, versteckt in das wallende Grün,
Bescheidene Veilchen so duftig erblühn.

Und wann mich die Kühle erquickte,
Die gastlich den Zweigen entfloß,
Und wann mich der Vogel entzückte,
Der Drang in das Herz sich mir goß,
Der winkenden Freude, vom Tritte geweckt,
Zu folgen, wo sie sich im Grünen versteckt:

[1] Eine Klosterruine auf einem kegelförmigen Basalthügel in der schönen und fruchtbaren Ebene des Lahngaus zwischen Limburg und Weilburg, jetzt ein Hof.

Dann wallt ich, von selgem Gefühle
Begeistert, im Haine der Lust;
Ergötzt von dem frohen Gewühle,
Trank Wonne die schwärmende Brust,
Wo einsam die Echo und träumend entschlief,
Zum Nachhall die jauchzende Stimme sie rief.

Und stets von den Zaubergestalten
Der Schönheit und Dichtung umschwirrt,
Gefesselt von magischem Walten,
Hab oft ich im Hain mich verirrt
Und kam an die Stätte, von Schauern bedeckt,
Wo gierig der Unhold die Tatzen beleckt.

Die grimmigen Augen, sie schossen
Vernichtung und Grauen umher;
Von giftigem Hauche begossen,
Ists leblos im Haine und leer
Im düsteren Kreise, drei Schritte um ihn,
Den lieblich die schönsten der Blumen umblühn.

Dort sah ich den Aechzenden sitzen,
Ihn sahen der Wanderer viel,
Und, ähnlich vernichtenden Blitzen,
Durchdrang mich ein Schaudergefühl,
Daß schnell vom unheimlichen Orte ich eilt,
Wo düster der Unhold am Tage verweilt.

Oft irrt er zur Mitternachtstunde
Zur nahe gelegnen Kapell
Und machet im Haine die Runde
Und schleicht dann zur düsteren Stell,
Und sitzt auf dem Steine, mit Moosen bedeckt,
Wo wieder an blutender Tatze er leckt.

Auch stellt er den jagenden Schützen
Dreibeinig sich öfter zur Schau;
Dann pflegt er am Wege zu sitzen,
Gehüllet in scheußliches Grau,
Und wähnt, zur Verfolgung zu reizen durch List,
Wenn harmlos am Pfade die Gräser er frißt.

Kein Wanderer aber verweilet,
Sobald er den Schrecklichen schaut;
Bekreuzend von dannen er eilet,
Da selbst vor dem Orte ihm graut:
Dann schleichet der Böse mit hinkendem Bein,
Ergrimmet und winselnd, zum moosigen Stein.

Doch wann in des Klosters Ruinen
Am Abend die Glocke ertönt,
Wie einst, dem Gebete zu dienen;
Dann schrecklich im Walde es stöhnt
Und jammert und ächzet und wimmert und brüllt,
Daß ringsum den Hain mit Entsetzen es füllt.

Wann hoch an dem Mittag noch stehet
Die Sonne, durchstrahlend den Wald;
Dann von der Ruine oft wehet
Ein Wölkchen in Frauengestalt,
Voll himmlischen Schimmers, zum Orte der Qual,
Wo sitzet der Hase mit blutendem Mal.

Wie von der Tarantel gestochen,
Ergreift dann Betäubung das Wild;
Er windet und krächet die Knochen,
Von rasenden Schmerzen erfüllt:
Doch wie er sich windet und wie er sich krächt,
Ihn peitschet die Hölle und fodert ihr Recht.

Erst wann, von dem Lichte geschrecket,
Er dreimal Ruine und Hain
Umkreist hat, dann kehrt er, bedecket
Mit Blut, zu dem moosigen Stein
Und sitzt auf dem Steine, von Moosen bedeckt,
Wo wieder an blutiger Tatze er leckt.

So geht er, vom Fluche umwunden,
Dort wandern in ewiger Qual,
Seit um ihn das Leben entschwunden
Und Rache ihm füllte die Schaal;
Denn wo jetzt der Geist der Verödung nur wohnt,
Hat einstens das Leben, die Freude gethront.

2.

Eh Deutschlands so glückliche Auen
Die Hyder der Zwietracht verheert,
Da prangte, wo jetzt wohnt das Grauen,
Von Edlen und Fürsten geehrt,
Ein Kloster, der Unschuld und Tugend gebaut,
Zu bilden die Jungfrau als himmlische Braut.

Und fern von der Weltlust Begierde,
Die Wangen von Andacht erglüht,
Umstrahlet von höherer Würde,
Mit keuschem und frommem Gemüth
Bewahrten sie dorten in schönem Verein
Die Züge der Unschuld, die himmlischen, rein.

Doch wie aus den Sternen die Sonnen,
So glänzte Irene im Chor
Der Schwestern als Zierde der Nonnen
In Beselichs Zellen hervor;

Denn was die Natur nur an Anmuth erfand,
Sie huldvoll im Antlitz Irenens verband.

Da stürmt den geweiheten Hügel
Der Schwede und düngt ihn mit Blut,
Die Horde, so bändigt kein Zügel,
Die, voll von satanischer Wuth,
Nicht Mensch mehr, Zerstörung ins Heiligthum trug,
Der schreckliche Banner, Germaniens Fluch.

Der menschliche Gustav ertheilte
Zwar strengen Befehl an das Heer;
Doch während in Limburg er weilte,
Da streifte der Banner umher,
Voll Blutgier und Wohllust, im heiligen Reich,
Verheerend und mordend und schändend zugleich.

Wie, Todeshauch athmend, oft schwebet
Ob blühender Städte die Pest,
Daß Alles erzittert und bebet,
Und flüchtig die Wohnung verläßt,
Wann drachengestaltig die höllische Brut
Die Gassen durchschleichet mit grimmiger Wuth:

So, deckend mit Leichen die Triften,
Auf blutig bezeichneter Spur,
Ein Schauer den horchenden Lüften,
Durchschreitet Teutonia's Flur,
Daß himmelan schallet ein Jammerton,
Der schreckliche Banner und Torstensohn.

Und wie, mit Verderben gefüllet,
Gewitter die Lüfte durchziehn,
Der Sturm durch die Finsterniß brüllet,
Die Blitze, die zackigen, glühn:

So rast auch in Beselich Flamme und Schwert,
Nicht schonend der Unschuld am heiligen Herd.

Der Anblick der Schönheit, er schärfte
Die Gluth noch der wüthenden Schaar,
Bis thierische Lust sie entnervte,
Entbrannt an geweihtem Altar:
Vergeblich die Tugend die Bosheit bekämpft,
Nichts, was die entflammte Begierde mehr dämpft.

So ward denn am Kreuze geschändet,
Das sie sich zum Horte erwählt,
Gemordet, verstümmelt, geblendet
Die Schönheit, mit Tugend vermählt:
Was mächtig bezähmet selbst Tiger und Leu,
Erweckt bei dem Menschen, entmenschet, nicht Scheu!

Dem Morde im Kloster entronnen,
Lag betend Irene im Wald,
Wo, als schon die Dämmrung begonnen,
Noch Weheruf himmelan schallt;
Denn, brüllend vor Wohllust und Mordbegier,
Verfolgten die Schergen die Opfer auch hier.

Entweihung nur fürchtend und Schande,
Irene besinnungslos fleucht.
Die Wohllust, sie sehend, entbrannte,
Es stockt ihr der Athem, sie keucht;
Doch bald, wie, vom Bogen geschleudert, dem Pfeil,
So wachsen ihr Schwingen in steigender Eil.

Von zuckendem Arme umschlungen,
Erhebt sich Irene und wand,
Von himmlischer Stärke durchdrungen,
Sich los mit gekräftigter Hand;

Da schwinget die Waffe der Wüstling voll Wuth,
Ihr sinket ein Fuß und es fließet ihr Blut.

Der Sterbenden krampfhaftes Stöhnen
Ergötzet den teuflischen Wicht;
Das Opfer der Wuth noch zu höhnen,
Ins Aug er ihr blicket und spricht:
„Verlorst du ein Füßchen, mein Häschen, o sprich?
Aufs Jagen versteht sich ein Schütze, wie ich!“

Da hüllet in Wolken der Himmel,
In düstere, furchtbar sich ein;
Es schweiget der Würger Getümmel
Und stille wird Kloster und Hain:
Der Blitz, der als Stimme des Rächenden spricht,
Hielt Schändern und Mördern das Strafegericht.

Drum, wann in des Klosters Ruinen
Die Glocke oft geisterhaft tönt,
Und grauend die Dämmrung erschienen,
Es schrecklich im Walde noch stöhnt
Und jammert und ächzet und wimmert und brüllt,
Daß ringsum den Hain mit Entsetzen es füllt.

Drum gehet der Hase im Haine
Und sitzt auf dem moosigen Stein;
Drum leckt er am blutenden Beine
Und weht mit ätherischem Schein
Das Wölkchen am Mittag in Frauengestalt,
Den Unhold zu schrecken, vom Kloster zum Wald.

Joseph Rühl.

Die Wölwenhöhle bei Weilburg.[1]

1.

Der Morgen graut, da steht, wie eine Fei,
Almeida auf dem Fels der Hauselei,
Der kühn, ein andrer Lurlei an der Lahn,
Als wolle hemmen er des Stromes Bahn,
Hat in der Welle Bett den Fuß gesetzt,
Die neckisch ihn mit ihrem Schlage netzt.
Greis ist der Fels, und ruhig bleibt sein Herz
Beim Groll der Nixe, wie bei ihrem Scherz;
Doch sie ein Kind, das, kehrend aus der See,
Die Quelle stets verjüngt, die gütge Fee.
Mild flüstert sie, wenn kühl das Lüftchen weht,
Und hoch Almeida auf dem Felsen steht,
Wo oft die Fürstentochter sinnend lauscht,
Wann ihre Welle tief im Thale rauscht.
Sie liebt die Jungfrau, die, den Göttern treu,
Den alten Glauben übet ohne Scheu,
Obgleich schon lang dem Dienste der Natur
Beim Christusglauben ab ihr Vater schwur.
Stolz steht sie dort, um ihre Schultern hängt
Der Köcher schwer, drein Pfeil an Pfeil sich drängt;
Der Bogen ruht auf ihrem zarten Arm,
Gekrümmt durch seiner Senne starken Darm.
Hoch schlägt ihr Herz, in frischem Jugendmuth,
Der auf die Wangen malet seine Gluth,
Und mit den Locken spielt der Morgenwind,
Die aufgerollt in langen Ringeln sind.
Kühn blickt sie ins erwachende Gefild,

[1] Der Name dieser Höhle leitet sich unzweifelhaft von Wala her. Eine Wala ist nach der skandinavischen Götterlehre eine weise Frau, Zaubernorne oder Hexe im gemeinen Sprachgebrauch, die jedoch nicht mit eingebildeten, sondern wirklichen höheren Kräften begabt und im Stande ist, das menschliche Schicksal zu bestimmen und zu lenken. — Nach der Sage, wie sie G. E. Braun in ungebundener Rede erzählt

Es droht Verderben schon ihr Pfeil dem Wild,
Das ruhig liegt ins Moos noch hingestreckt,
Und Wodans Hain mit seinen Schatten deckt.
Doch wie ihr Blick so auf und nieder schweift,
Wo rings des Morgens Gold die Höhen streift,
Wo nach und nach Gebirg und Thal erwacht,
Und die Natur sich zeigt in ihrer Pracht;
Da sinket von der Senne straffem Band
Nachlässig wieder ihre zarte Hand;
Ihr Busen wogt in niegefühltem Drang,
Es gehet rascher ihres Pulses Gang,
Und von dem großen Geist der Schöpfung voll,
Bringt dar sie ihm der Andacht heilgen Zoll,
Wenn sie auch nicht begreift, warum er schweigt
Und sich den Frevlern nicht als Rächer zeigt,
Die einem andren jetzt in Deutschlands Gaun
Auf seinen heilgen Stätten Tempel baun.
So steht sie dort, das liebenswürdge Kind,
Dem wohlgeneigt noch Thor und Wodan sind;
Steht dort in tiefes Sinnen so versenkt,
Bis hoch der Mittag schon die Sonne lenkt;
Steht dort, selbst eine Göttin, hoch und hehr! —
Was drängest, Brenno, du ihr Herz so sehr?
O, schwinge freudig deinen Fürstenhut,
Und sieh mit Stolz auf sie, dein edles Blut:
Laß ihr den Glauben, der sie selig macht,
Obgleich nun dir ein andrer tröstlich lacht!

2.

Nicht fern dem Felsen, wo Almeida stund,
Zeigt eine Höhle ihren grauen Schlund,
Die, wenn ihr je in Weilburgs Mauern kamt,
Man euch als Wölwenlöcher hat benamt.
Hoch von der Wand des steilen Berges schoß
Ins Thal herab einst mancher Felskoloß,

Den rauschend nach verderbensvollem Gang
Des Stromes tiefes Wellengrab verschlang,
Und in der Zeiten wechselfrohem Lauf
That jene Kluft sich an dem Abhang auf.
Schlehdorne ranken um den düstren Schlund,
Und wildes Wurzelwerk, entblößt von Grund;
Denn abwärts rieselt, wie von Geisterhauch
Bewegt, die Erde dort durch Halm und Strauch.
Still ist die Grotte und verödet jetzt;
Doch als Almeida dort das Wild gehetzt,
Stand einer grauen Seherin Altar
In ihrem Innern, der sie heilig war.
Einhundert Jahre und darüber sah
Die alte Wöle dort das Volk sich nah,
Das ihrer Grotte, als sie sank ins Grab,
Nach ihr den Namen Wölwenhöhle gab.
Der Weisheit Blick verlieh ihr Wodans Gunst
Und jedes Krauts geheimnißvolle Kunst;
Er lehrte sie die Wunder der Natur
Und zeigte ihr der Zukunft dunkle Spur.
Drum dient sie ihm getreu, und gütig haucht
Der Gott sie an, wenn ihm ihr Opfer raucht.
Begeistert sah sie dann, was Niemand schaut,
Was er den Eingeweihten nur vertraut,
Und schriebs auf Blätter, die der Wind im Flug
Hinunter zu des Thals Bewohnern trug,
Damit dem Volke ward sein Willen kund,
Der auf dem Laube eingegraben stund.
Werkzeuge und Figuren seltner Art
Sah man in ihrer Höhle aufgeschaart.
Es lagen Kräuter ringsum ausgestreckt,
Und mit Gebeinen war ihr Herd bedeckt;
Schlachtmesser blitzten von des Tisches Rand
Und Menschenschädel grauten an der Wand,
Und selten nur sah auf der steilen Bahn

Verwegne Knaben ihrem Sitz man nahn,
Die bebend dann, der kecken Neugier Lohn,
Und schauervoll den Ort des Grauens flohn.

3.

Kaum tagt der Morgen heut, da ist erwacht
Auch schon die Wöle von dem Schlaf der Nacht
Und sieht, gleich einer Göttin, kühn und frei,
Almeida stehen auf der Hauselei.
„Ha! bist auch du so frühe heut schon wach,
Und flohst der stolzen Vaterburg Gemach,
Um dich in meinem Weichbild zu ergehn
Und nach dem Wilde meines Banns zu sehn?
Weißt du es nicht? Soweit dein Auge sieht,
Ist meines Zaubers heiliges Gebiet!
Weißt du es nicht, daß in der Wöle Tann
Kein Jäger ungeahndet jagen kann?
Du stolzes Herz, das nimmer ward besiegt,
Ob mir wohl nicht dein starrer Sinn erliegt?
Doch fahre wohl! Mich rufet jetzt die Pflicht,
Die Jagdlust dich; ich störe sie dir nicht:
Wann hoch die Sonne wird am Himmel stehn,
Dann sollst, Almeida, du mich wieder sehn! —
Die Eiche fiel durch ihres Vaters Hand,
Die hier, dem Donnergott geheiligt, stand.
War damals denn sein Keil der Rache stumpf?
Er sah des Baumes Sturz; noch treibt sein Rumpf
Alljährlich Zweige, und der Gottheit Kraft,
Sie will ersterben nicht in seinem Saft:
Sie wohnt in ihm noch, wenn auch todesmatt,
Und Klagetöne säuselt jedes Blatt!
Doch Thor wird rächen dieses Frevels Schmach
An ihm, der seinen Eid den Göttern brach!
Wo brächte Treuebruch auch je Gewinn?
Er stieß mich weg von sich mit starrem Sinn,

Als Wodans Spruch gesandt ich zu ihm hin,
Den alten Göttern zu erhalten ihn.
Vergeblich wars; und als sein Herz erwarb
Der Gott, der schmählich an dem Kreuze starb;
Da mied den heilgen Hain bald auch das Land,
Das, wie ein Lamm, er führt an seiner Hand.
Wohl ist Almeida noch den Göttern treu
Und übt den alten Glauben sonder Scheu;
Doch wird auch sie zuletzt noch übergehn
Und nicht der Lockung Zauber widerstehn,
Falls Zwang nicht gar sie nöthigt. — Aber nein!
Wenn sie nicht will, so muß sie unser sein!"
So spricht für sich die Wöle laut und sinnt,
Den Fürsten zu verderben und sein Kind,
Nicht minder, falls, trotz ihres Zaubers Macht,
Der Plan mißlänge, den sie ausgedacht,
Die Maid mit Banden, unauflöslich hier,
Zu fesseln an des Heidenthums Panier.

4.

Schon brennt die Sonne heiß die Felsenwand,
Daran gelehnet noch Almeida stand;
Die Wellen spiegelten ihr holdes Bild,
Und ungestöret kam und ging das Wild.
Ihr Bogen ruht und ihre volle Brust
Schwellt bald mit Leid ihr Sinnen, bald mit Lust.
Da plötzlich trat ein Hirsch dem Strome nah,
Wie stolzer sie ihn lange nicht mehr sah.
Hoch trägt es sein Geweih, das edle Thier,
Das ihm als Waffe dienet und als Zier,
Und rüstig nimmt die Jungfrau einen Pfeil
Und ziehet an der Sehne straffes Seil.
Schon steht sie schußgerecht, und eben soll
Die Waffe fordern ihrer Obmacht Zoll,

Da rauscht es im Gebüsch, und schön und hold
Trat, wie vom Berge glänzt des Morgens Gold,
Vor sie ein Jüngling. — Sanfte Ruhe spricht
Aus seinem muthbestrahlten Angesicht,
Daß bald ein Friedensengel, hehr und mild,
Er schien und bald ein stolzes Heldenbild.
Und rasch, wie er vor ihrem Blicke stand,
Entsinket das Geschoß Almeidas Hand.
„Warum, o edle Jungfrau!" also hebt
Der Fremdling an, „ist stets dein Pfeil bestrebt,
Zu bohren sich in dieses Wildes Brust?
Auch es erfreut sich gern der Lebenslust
Und nahet harmlos, seinen Durst am Quell
Zu stillen, der da perlet silberhell,
Und den ihm Gott, der liebend Aller denkt,
Und gütig jedes Wesen nährt, geschenkt:
Und du, du gießt Verderben auf sein Haupt,
Wo Rast und Labung es zu finden glaubt!
Des Müden Labe ist die Ruhebank,
Des Durstgen Leben ist der kühle Trank! —
Auch meine Zunge lechzte, matt und heiß,
Auch meine Glieder träufelten von Schweiß;
Doch Himmelsruhe hat mein Herz erfüllt
Und Lebenswasser meinen Durst gestillt!
Und was mein Gott gespendet mir so mild,
Das gönne gerne ich auch seinem Wild;
Denn, gleich ihm selber, liebend und gerecht,
Erbarmt des Viehs sich auch sein treuer Knecht!"
So sprach der Jüngling, und die Jungfrau schaut
Ihm still ins Aug, worein ein Himmel blaut,
Und eine Wehmuth, früher nie gekannt,
Hält mächtig ihrer Seele Kraft umspannt.

5.

Da plötzlich stellt sich fern noch einmal dar
Der Hirsch, der glücklich ihr entflohen war,
Und ihrer Jugend ganze Kraft und Lust
Schwellt mächtig wieder die erstarrte Brust.
„Ha!“ spricht sie, „wie so stolz das edle Thier
Dahin rauscht durch das waldige Revier!
Jetzt wärs mein Eigen schon; denn nimmer irrt
Mein Pfeil, wenn ab er von der Senne schwirrt.
Doch es verstand dich wohl und darum floh
So schleunig es dahin, des Lebens froh.
Ich aber, ich begreife deutlich nicht,
Was da dein Mund von Lebenswasser spricht.
Bist du ein Knecht vielleicht auch jenes Gotts,
Der an dem Kreuze starb, ein Bild des Spotts?
Der, weil er keinen Hammer schwang, wie Thor,
Sein Leben, keines Gottes werth, verlor? —
Mein Vater auch hat ihn erkürt als Hort
Und glaubt an seiner Jünger dunkles Wort;
Doch meinem freien Sinne widerstrebt
Ein Glaube, der in niedrer Duldung lebt.
Auf diesen Bergen schaute ich das Licht;
Auf ihren Gipfeln sproßt die Knechtschaft nicht:
Frei will ich sein, wies Wild, das sie durchstreicht
Und frei ist, bis mein Bogen es erreicht!“
So spricht die Jungfrau, und der Fremdling dann:
„Wohl streifet frei das Wild im kühlen Tann;
Doch wo ist wahrer Freiheit Glück und Heil?
Es lieget auf der Senne schon der Pfeil,
Ein Druck, und sieh, er flieget an das Ziel!
Des Menschen Brust ist höhren Willens Spiel:
Wenn du es kannst, so decke nur dein Herz;
Die Liebe Gottes dringt durch Fels und Erz.
Und findet, was sie sucht! — Du wirst mich fliehn;
Doch wird mein Angedenken mit dir ziehn!“

Er spricht es, und von Schauern, nie gefühlt,
Stand da die Jungfrau, heiß und wild durchwühlt:
Des Jünglings Blick, so sanft er strahlte, schien
Ihr doch, ein Pfeil, tief in die Brust zu ziehn.
Allein wie stets er tiefer Bahn sich bricht,
Da widerstrebt ihr Geist ihm, und sie spricht:
„Zeuch fort, o Jüngling! zeuch in das Gefild
Des Lebens, o! und lasse mir mein Wild!
Mich freut die Jagd, und meine Jugend soll,
Ein Strom, verrinnen, der vom Regen schwoll.
Stolz lenkt er durch die Thäler seinen Lauf:
So hält auch mich kein Mensch, kein Gott mich auf!"

6.

Still ist es rings, der Mittagsonne Druck
Liegt schwer im Thale auf der Blüthen Schmuck;
Kein Lüftchen weht, das sanft die Schwüle bricht,
Und selbst das Hälmchen ruht und wegt sich nicht.
Die Wipfel schweigen, gleich als hätten sie
Gesäuselt leise und geflüstert nie;
Es hangt das Laub, als schliefe selbst der Geist,
Der lebend durch das Mark der Zweige kreist.
Doch dunkle Wolken ziehen schon heran,
Schwarz hat der Donnergott sich angethan,
Und Alles, was im Walde athmet, bangt
Schon vor dem Wetter, das am Himmel hangt.
„Thor kommt auf seinem Wagen! Jüngling, laß
Uns Obdach suchen vor des Regens Naß:
Sieh, wie sich selbst der kleine Käfer trollt,
Da näher ihm der Donner mählich grollt!"
So spricht Almeida, und der Fremdling fleht:
„O Jungfrau, folge mir! Nicht ferne steht
Die Klause, die ein frommer Mann gebaut,
Der ruhig in des Sturmes Auge schaut,

In dem des Ewgen Rede er vernimmt,
Der die Gesetze der Natur bestimmt!"
„Nie, nie!" entgegnet sie ihm und entflieht
Dem Sturm, der auf der Ferse nach ihr zieht.
Es fallen dicke Tropfen und es brüllt,
Der Donner, daß sein Schall das Thal erfüllt,
Und heulend durch die Wälder braust der Wind,
Daß sicher kaum des Strauchs Bewohner sind.
In dichten Wirbeln rauschet auf das Laub
Und viel Gezweige wird des Wetters Raub,
Und mancher Wipfel sinkt, von ihm geknickt,
Der eben stolz noch in die Luft geblickt;
Denn auch die Könige des Waldes fällt
Er, der den Zaum der Elemente hält;
Er, der dem Sturme und dem Blitze winkt,
Und ohne den kein Haar dem Haupt entsinkt.

7.

Almeida, die ein schirmend Obdach sucht,
Treibt in der Wöle Haus des Wetters Wucht,
Und daß sie grad in ihre Höhle trat.
War, wie es selber, ihres Zaubers That.
Denn Wodan, dessen Reich sie unterstützt
Und dessen heilgen Hain sie hier beschützt,
Gab jene Macht ihr, die geübt sie heut,
Wodurch den Sturm sie weckt, wie ihm gebeut.
Die Jungfrau, bleich und mit zerstreutem Haar,
Setzt still sich an der Seherin Altar.
Wie bebt ihr Herz, da, rings um sie zerstreut,
So Schaudervolles ihrem Blick sich beut!
Ihr wars, als sei die Hölle da zu schaun,
Und recht lebendig tritt in diesem Graun
Vor ihre Seele tröstend, engelmild
Des kaum verlaßnen Jünglings sanftes Bild.
Doch, wie sie so gedankentrunken sinnt,

Da naht sich ihr die Wöle und beginnt:
„Ruh aus, o Jungfrau! in der Greisin Sitz,
Du bist vom Jagen müde. — Ha! der Blitz,
Wie er so zackig ums Gewölk sich schlingt,
Und Thor so mächtig seinen Hammer schwingt!
Ha! wie sein Wagen rollend weiter läuft
Und seiner Böcke[1] Paar von Regen träuft!
O träfe seine Rache jedes Haupt,
Das an den schwachen Gott der Duldung glaubt!"
So sagt sie; doch Almeida seufzt und spricht:
„Thor, nur den Vater und den Fremdling nicht!"
Und wieder stand vor ihr des Jünglings Bild,
Das naht und wieder flieht, so engelmild,
Gleichwie, von Wolken leise überhaucht,
Der Mond am Himmel auf und niedertaucht.
Die Wöle, die ihr Seufzen hörte, spricht
Und stört ihr Sinnen eine Zeitlang nicht;
Doch dann beginnt sie: „Auch dein Vater, Kind!
Folgt jener neuen Lehre eitlem Wind;
Doch sühnen wird die Götter deine Treu,
Die du verehrst und liebest sonder Scheu!
Vernimm, womit dich ihre Güte lohnt:
Jenseit des Stromes auf den Bergen wohnt
Ein Jüngling hoher Kraft und stolzen Muths;
Er ist, wie du, ein Sprößling edlen Bluts
Und liebt dich; fester wird dein Glaube sein
Mit seiner treuen Liebe im Verein.
Die Götter sind ihm hold; in seiner Hut
Stehn ihre Eichen, und er netzt mit Blut
Die schönsten Bäume, die da ragen hier
Rings in des Lahnstroms waldigem Revier.
Auch bringt er mir oft Weiheopfer dar,
Wie sie erheischt der Seherin Altar.

[1] Thors Donnerwagen wurde von Böcken gezogen, aus deren Haaren der Regen troff.

Drum haßt dein Vater ihn, wie mich er haßt,
Und wahrlich! lange hätte schon erfaßt
Die Axt durch der Zerstörung Frevelhand,
Gleich jener, die am Bergeshange stand,
Auch meinen Herd und diese Eichen all,
Wenn er nicht schützte sie als mein Vasall!"
Almeida seufzt noch tiefer, doch sie schweigt
Und scheint nicht sehr für diesen Plan geneigt.

8.

Noch tobt der Sturm, und wilder, als zuvor,
Weil ihn die Wöle heftiger beschwor;
Da trat ihr Schützling mit des Blitzes Schein
In die ihm wohlbekannte Grotte ein,
Den ihres Zaubers heimlich Walten zwang,
Statt heimzufliehn, zu wählen diesen Gang.
„Willkommen in der Greisin ödem Haus,
Du Kriegesdonner und du Schlachtenbraus!
Das ist die Tochter Brennos, der, den Göttern feind,
Auch dich und mich noch zu verderben meint:
Es gibt in deine Macht sie meine Hand,
Wenn Liebe ihr nicht dünkt ein süßer Band!"
Sie sprichts und geht hinaus, und staunend blickt
Almeida auf den Mann, den Thor geschickt,
Wie harmlos denkt ihr Herz, das Wissenschaft
Nicht hat von Zauberei und ihrer Kraft.
Stolz steht vor ihr der Jüngling. Krauses Haar
Bedeckt sein Haupt, und seiner Augen Paar
Rollt feurig unter seinen dunklen Braun,
Die schattig an der hohen Stirne graun.
Sein schönes Antlitz sieht sie trotzig glühn,
Die breite Adlernase wölbt sich kühn;
Ein brauner Bart umzäunet Mund und Kinn,

Und Alles kündet Kraft und Heldensinn.
„Treu bist du“, hebt er an, „den Göttern noch,
Obgleich dein Vater trägt des Kreuzes Joch,
Und also meine Freundin! — Oft schon ging
Ich deiner Spur nach in des Hains Bering;
Doch wenn ich dann die theure Fährte fand
Und nahe dir im kühlen Dickicht stand,
Da flohst du, einer scheuen Hindin gleich,
Schreckt sie der Wolf in ihrem stillen Reich.
Jetzt eint uns Thor, und seines Donners Mund
Schallt feierlich, zu segnen unsern Bund;
Mein Herz liebt, ungekannt, schon lange dich:
Willst du die Meine werden? Jungfrau, sprich!“
Almeida schweigt; es drängt ein andres Bild
Vor ihren Geist sich wieder — engelmild,
Und, wie sie mit sich selbst auch kämpft, so kann
Sie lieben nicht den stolzen, nahen Mann.
Es stack der seltne Pfeil, der nimmer schlief,
Von dem der Fremdling sprach, schon allzutief.
Und auch der Held verstummt; es lastet schwül
Auf ihm verschmähter Liebe Peingefühl.

9.

Noch standen beide regungslos und still
Wie, wann, bewegt, das Herz sich sammeln will,
Da trat die Alte wieder ein und trug
In ihrer Rechten einen irdnen Krug,
Verziert mit Bildern, bunt und wunderbar,
Und reichte ihn dem Heldenjüngling dar.
„Gib ihn der Jungfrau! Ihr verdient allein
Ein Trunk von deiner Hand kredenzt zu sein!
Heiß lechzet ihre Zunge von der Jagd,
Wie könnte reden so die holde Magd?

Doch wann sie diesen Trank des Lebens nimmt,
Und feurig er in ihren Adern glimmt;
Dann wird die Flügel schwingen kühn ihr Geist
Und reden ihre zage Lippe dreist:
Aus edlen Kräutern hab ich ihn geprägt,
Den besten, welche dies Gebirge trägt!"
So spricht zu ihm die Seherin und schleicht
Sich aus der Höhle, und der Jüngling reicht
Almeiden dar den Trank, der duftend winkt,
Und den die Dürstende zur Hälfte trinkt.
Die andre schlürfet er — o süße Lust,
Die Liebe gießet in des Menschen Brust! —
Die Lippe setzend an des Kruges Rand,
Wo ihn berühret hat der Holden Mund.
Nicht lange, und der stummen Jungfrau Blut
Durchrieselt eine wundersame Gluth;
Ihr Busen wogt, wie Wellen, und es schien,
Als wolle aus der Brust ihr Herz entfliehn:
Und auf dem Jüngling, dessen Blick sie sucht,
Schweift wild ihr Aug umher in wirrer Flucht.
Unruhig wird ihr Geist, und ihr Gefühl
Durchkreuzt ein unstet wogendes Gewühl;
Es dämmert um sie, wie ein Nebelhauch,
Und das Vergangne flieht vor ihrem Aug.
Nur düster, wie ein duftverhüllter Stern,
Steht vor ihr noch der fremde Jüngling fern,
Der heute ihr so oft schon nahe stand;
Er schien zu winken und zu warnen mit der Hand,
Und kummervoll und zornig war der Zug,
Den jetzt sein sonst so mildes Antlitz trug.
Durch seine trübe Miene überrascht,
Rafft sich noch einmal auf ihr Geist und hascht,
Ihn fest zu halten; doch sein Bild zerfließt,
Dem Sterne gleich, den Wolkennacht umschließt.
Und, wie der Blinde, wenn sein Führer flieht,

Und, wie das Aug, dem plötzlich man entzieht
Das Licht; so schwanket jetzt der Jungfrau Geist,
Der wild umher das Herz im Busen kreist,
Indeß es heiß in ihrer Stirne glüht,
Und wildes Feuer ihr im Blicke sprüht.

10.

Ein sanfteres und minder grasses Bild,
Sitzt vor ihr da der Jüngling, sonst so wild.
Stumm ist sein Mund; doch um die Lippen flog
Ihm bald ein Lächeln, die er leicht verzog,
Und höher wölben ob den Augen sich die Braun,
Die heitrer jetzt und freier um sich schaun.
Nicht lange, und es gibt, belebt, sein Mund
Des Herzens wogende Gefühle kund;
Er fand das Wort für seiner Liebe Gluth
Und sprach es aus mit freudetrunknem Muth.
„Almeida!“ spricht er, „ehe ich dich sah,
War dir mein Herz und meine Liebe nah.
Oft sprach die Greisin mir von deinem Lob,
Und wenn sie deine Tugend mir erhob,
Und deine Schönheit pries; da konnte kaum
Ich meine Sehnsucht halten mehr im Zaum,
Zu sehn dich; und wie schlug mein Herz so hoch,
Wann auf des Wildes Spur dir nach ich zog!
Wie anders schien mir ringsum das Gefild,
Als ich zum ersten Mal dann sah dein Bild!
Ich war dir nahe; doch ich wagte nicht,
Zu treten, Holde! vor dein Angesicht,
Und schlich, berauschet von so hohem Glück,
Und zaghaft, in den nächsten Busch zurück.
Doch seit der Stunde schwebte hold und mild
Zur Seite stets mir dein geliebtes Bild.

Ich suchte dich, doch fruchtlos, manches Mal
Hier auf den Höhn und drunten in dem Thal,
Und tiefer Schmerz durchwühlte meine Brust,
Wann fern einmal mein Aug dich sah mit Lust,
Und du dann flohst, gleichwie die Taube flieht,
Die in der Luft den Habicht kreisen sieht.
Heiß bat ich Thor: O laß es doch geschehn,
Laß mich nur einmal doch die Jungfrau sehn,
Wo sie nicht flieht, daß ich ihr sagen kann,
Wie lieb ich sie durch Freias Macht gewann!
Und sieh! er hat mein tiefes Flehn erhört,
Die Elemente haben sich empört
Und, aufgeweckt durch seines Wortes Macht,
Vereint in diese Höhle uns gebracht!
Sein Donner hat ein Brautlied uns gerauscht,
Und trunken hat darauf der heilge Hain gelauscht:
Dem Jüngling soll die Maid gehören an,
Die treu, wie er, den Göttern zugethan.
O mache du nun, mache du mein Glück
Und stoße nicht mein liebend Herz zurück!
Sprich! willst du meines Lebens Wonne sein
Und gehst das gottgeweihte Bündniß ein?"
Almeida schweigt, doch überläßt die Hand
Dem Jüngling ganz und ohne Widerstand,
Und ihr Verstummen kündet ihm den Sieg,
Den ihre zage Lippe noch verschwieg.

11.

Das Wetter ist vorüber, und es lacht
Der Flur die Sonne in erneuter Pracht.
Da spricht der Jüngling: „Wodans Auge schaut
Mit Lust nach dir und grüßet dich als Braut!
Dort steht mein Haus hoch an der Bergeswand,
O folge mir, es führt dich meine Hand;

Im Thale drunten harrt mein treues Roß,
Das trägt dich durch den Strom zu meinem Schloß!"
So fleht er sanft und vor der Wöle Haus
Tritt munter sie an seinem Arm hinaus.
Rasch ging es nun den Berg hinab ins Thal,
Das freundlich schimmert in des Abends Strahl.
Verwegen deuchte oft Almeidas Tritt,
Die kühn von Fels zu Fels hinunter schritt;
Der Jüngling aber eilt ihr oft voran,
Und wann sie einen kecken Sprung gethan,
Und rasselnd ihr auf dieser steilen Spur
Der Köcher um die zarten Schultern fuhr;
Dann stemmt er gegen sie die Heldenbrust,
An die sie flog in liebetrunkner Lust:
Und also ruht, des Weges schönste Rast,
Oft, an sein Herz gepreßt, die theure Last.
Wie eine Schlange, windet sich das Thal
Entlang der Berge, öde oft und kahl.
Hier trotzt ein Fels bemoosten Haupts dem Strom,
Dort ragt ein nackter auf zum Himmelsdom;
Doch lieblich lacht der Wiese Grün sie an,
Als wär es zärtlich ihnen zugethan,
Und schattig schlingt um ihr ergrautes Haupt
Die Buche oft die Zweige, dichtbelaubt.
Es funkelt hell des Stromes Spiegel fern,
Und jede Welle glitzert, wie ein Stern,
Und Fischlein, neckend sich mit frohem Muth,
Enthüpfen scherzend seiner dunklen Fluth.
Die Weide rauscht, es flüstert leis das Rohr,
Und munter tritt das Wild zur Quelle vor,
Indeß es laut in allen Wipfeln schallt
Und himmelan des Waldes Danklied wallt.

12.

Durch dieses Thal, den grünen Strom entlang,
Führt bald das liebetrunkne Paar der Gang,
Das oft, wo tief die Buche niederhing,
Des Pfades traute Dunkelheit umfing,
In die so gern das Aug des Wandrers blickt,
Weil sie die Seele labet und erquickt.
Doch es erwachte in Almeidas Herz
Der Heimathsehnsucht bittersüßer Schmerz;
Es stockt im Gehen plötzlich oft ihr Fuß,
Sie schaut zurück, es ziehet sie, sie muß.
Der Jüngling sieht ihr trübes Angesicht,
Ergreift des theuren Mädchens Hand und spricht:
„Noch nimmer, nimmer hat mein Herz gefühlt,
Was jetzt so wundersam es tief durchwühlt!
Wenn meine Hand die deine zitternd drückt,
Wie bin ich da so selig, so entzückt!
Dann möcht ich an die Lippen sie mit Lust,
Dann möcht ich schließen dich an meine Brust!
Was senkst das Auge du und schaust zurück
Nach deines Vaters Land? — Dort wohnt dein Glück,
Dort wohnt es, von den Göttern dir bestimmt,
Wo meine Burg im Abendschimmer flimmt!
Dort blüht dir schöner eine Heimath neu,
Es segnet Wodan dich, du bliebst ihm treu!"
Er sprichts; doch unter tiefen Seufzern schwoll
Der Jungfrau Herz, von trüber Schwermuth voll.
Es schweift ihr Blick bald nach der Ferne Licht,
Bald flüchtig auf des Jünglings Angesicht.
Der drückt sie wild an die bewegte Brust
Und läßt mit ihr, durchwühlt von Qual und Lust,
Sich nieder dort auf eines Felsen Moos,
Den stürzend aufnahm einst des Thales Schoos.

Almeida weint, und Thränen rieseln heiß
Vom Antlitz ihr, genetzt von bangem Schweiß.
Es kämpfen Schmerz und Liebe in ihr wild,
Vor ihre Seele tritt des Vaters Bild,
Der schöne Fremdling schwebt vor ihrem Geist,
Und beide streiten ihretwillen dreist,
Um sie des Heiden Armen, wie es schien,
Und seiner ungestümen Liebe zu entziehn.
Sie will den Fremdling rufen; doch sie kann
Es nicht, die Zunge fesselt schwerer Bann,
Und furchtbar zwischen Tod und Leben rang
Schon ihre halbentflohne Seele bang;
Da stand vor ihr der Jüngling, und sie rief:
„Er ists, er ists!“ in ihrem Innern tief.
Und als sie ihn erblicket kaum, da rann
Von ihren Sinnen rasch des Zaubers Bann,
Und, wie die Flur nach Ungewittern lacht,
So schwand von ihr des Geistes Graun und Nacht.

13.

Still war der Fremdling, den der Himmel trieb,
Wenn nicht die Liebe, ihr gefolgt, und blieb
Unfern im Haine stehn, wo Schutz er fand,
Als sie im Fels der Zauberin verschwand;
Denn in die Höhle, die von Gräueln spricht,
Wagte der reine Glaubensheld sich nicht.
Doch als Almeida mit dem Heiden dann
Die rauhe Fahrt ins Thal hinab begann:
Da folgte unbemerkt er ihrem Gang
Auf Pfaden seitwärts am Gebirg entlang,
Und, wie in Augenblicken der Gefahr
Oft nah uns ist ein Schutzgeist wunderbar,
So stand er vor ihr nun, da ihn so tief

Und heiß die Sehnsucht ihres Herzens rief.
Wer malt der Jungfrau Wonne und ihr Glück?
Sie stößt den Heiden von der Brust zurück
Und im Bewußtsein der gekehrten Kraft
Entreißt sie kühn sich seiner Arme Haft.
Er aber, der den schönen Fremdling nah,
Und sich dem schönsten Traum entrissen sah,
Fährt wild empor und flucht und tobt und braust,
Das Schwert mit Blitzesschnelle in der Faust.
„Stirb!“ donnert er ihn an entflammten Blicks,
„Unzeitger Störer meines schönsten Glücks!“
Doch furchtlos stellt sich dieser seiner Wuth
Entgegen und erwiedert ihm voll Muth:
„Wer für des Willens heilge Freiheit kämpft
Und kühn die Gluth der Leidenschaften dämpft,
Kämpft guten Kampf! — Frei ist des Geistes Strahl,
Den Gott uns gab; frei sei der Jungfrau Wahl!“
So spricht er, und sein Arm fängt jeden Hieb
Des Gegners auf, daß er unschädlich blieb;
Verwunden will der edle Jüngling nicht,
Nein, üben nur der Selbstbeschützung Pflicht.
Mit Zittern sieht Almeida ihren Kampf,
Und auf die Senne, wie bewegt von Krampf,
Preßt ihre Hand den Pfeil; doch ach! gespielt
Wars um den Schützer, ehe sie gezielt.
Mit Freude hatte sie zuerst gesehn
Dem Heiden kühn ihn gegenüber stehn,
Den Christenheld, und da sie nur den Mann,
Der tapfer sich bewähret, achten kann;
So wollte eine Probe seiner Kraft
Sie schaun, und hielt den Rettungspfeil in Haft.
Und ach! es traf der tödtlich scharfe Schlag
Des Jünglings Brust, indeß noch ruhig lag
Auf ihrem Bogen das Geschoß, erkorn,
Das Herz des Todesfeindes zu durchbohrn.

14.

Ein lauter Schrei entfuhr Almeidas Mund,
Die starr und regungslos am Felsen stund,
Da sie den Fremdling sieht, des Todes Raub,
Vor dem Besieger sinken in den Staub.
Gespalten hat sein Herz des Streiches Wucht,
Aus dem, ein Strom, das Blut zu sprudlen sucht.
Bleich wird sein Anlitz und sein Goldhaar leckt
Die Wunde, die es aufgerollt bedeckt.
Heran fliegt nun die Jungfrau und ans Herz
Preßt sie den Sterbenden mit dumpfen Schmerz,
Der ihr ins Auge schaut so sanft und mild,
Wie ein schon halb verklärtes Geisterbild,
Als lächle er des Todes süßer Ruh
Und in dem Tode ihrer Liebe zu.
Der Sieger aber jauchzt und spricht mit Hohn:
„Da hast du deines neuen Glaubens Lohn!
Was half dir nun dein Gott, der an dem Stamm
Des Kreuzes starb, unmännlich, wie ein Lamm?
Sich selber konnte er es retten nicht,
Noch minder dir, des Lebens süßes Licht!
Drum lebe unser Hain und jeder Gott,
Der ihn bewohnt, erhaben über Spott!
Es lebe Thor, ihm raucht noch heut ein Schaf,
Weil dich durch meinen Arm sein Feuer traf!
Er lebe! diesen Sieg verlieh er mir:
Dein Gott am Kreuze, was verlieh er dir?"
Der Jüngling hebt empor das Angesicht,
Kehrt zu dem Heiden milde es und spricht:
„Was Wodan nimmermehr dir kann verleihn;
Daß meinem Mörder ich auch kann verzeihn!"
Sprichts und will reichen ihm die biedre Hand,
Die aber schon die seine nicht mehr fand
Und auf Almeidas Brust ermattet sinkt,

Zu der er spricht: „In jenem Leben winkt
Ein Wiedersehen uns! — Mein Auge bricht;
Doch meine Liebe stirbt im Tode nicht
Und nicht in ihm mein Leben! — Auferstehn,
Geliebte, werd ich und dich wiedersehn!"
Ein leiser Hauch noch, und sein Geist entfloh
Der Lippe, seiner Himmelsfreiheit froh,
Indeß sein Haupt, an ihre Brust geschmiegt,
Ein Bild der Liebe, selig lächelnd liegt.

15.

Almeidas Haar, das lockig auf sich flicht,
Umwallet zart des Jünglings Angesicht,
Der, o in ihrem Herzen ward es klar,
Erst jetzt im Tode ihr Geliebter war.
Lang hielt die theure Last, noch lebenswarm,
Sie stumm und festumschlossen in dem Arm;
Doch dann erhob sie sich, und finstren Schmerz
Verräth ihr Blick, und stürmisch schlägt ihr Herz.
„Also nicht hier, nein! jenseits lebt er fort,
Dort ist sein Leben, seine Liebe dort!"
So ruft sie feurig, und ihr Auge blitzt
Mit Grimm umher und sucht den Bogen itzt,
Und wie es aufgefunden ihn, da irrt
Es auf den Heiden, und die Senne schwirrt,
Die stracks den Pfeil in kunstgerechtem Flug
Dem Mörder in des Herzens Mitte trug,
Der, angelehnet an des Felsen Wand,
Versenkt, wie starr, in düstres Sinnen stand.
Noch zuckt in seiner wilden Brust der Pfeil,
Da stürmt die Jungfrau fort mit Hast und Eil,
Und, wie auf Flügeln, trägt des Herzens Zorn
Zur Wölfenhöhle sie durch Fels und Dorn,

Zu suchen dort ein anderweites Ziel.
Und ohne daß ein Wörtchen ihr entfiel,
Schoß sie mit wilder, racheheißer Lust
Auch einen Pfeil der Greisin in die Brust
Und stieß hinab sie in der Tiefe Grund,
Die sie verschlang mit ihrem Felsenmund,
Indeß ein dumpfer Schrei erfüllt die Kluft
Und laut ein Donner rollet in der Luft.
Das war des Haines Weh, der nun verödet stand
Und bald dem wahren Gotte Kränze wand.
So sank in Staub des Heidenthumes Macht:
Durch eine Jungfrau ward das kühne Werk vollbracht,
Die sich die Wöle hatte auserkorn,
Um zu erhalten, was schon war verlorn,
Und die nun grade niedertrat die Frucht,
Für die ihr Zauber Schutz durch sie gesucht.
Und also bricht nicht selten selbst der Wahn
Zur Wahrheit, die vom Himmel stammt, die Bahn,
Der Wahn, ein Banner oft von jener Kraft,
Die, wo sie Böses will, das Gute schafft.

16.

Zum Vater eilet heim Almeida nun,
Ihm kunde die vollbrachte That zu thun,
Und führet in die Wildniß ihn hinaus,
Wo sich der Tod gepflückt den blutgen Straus.
Kalt lagen da die Leichen und erstarrt,
Bei denen bleich schon die Verwesung harrt.
„Der, Vater!" spricht die Jungfrau, kummerblaß
Die Wange, „ist ein Christ; begraben laß
Ihn uns: er war mein Retter in der Noth,
Als meiner Seele Freiheit war bedroht!
Ihn liebte deine Tochter; er erwarb

Mein Herz, als friedensvoll das seine starb.
Und jener Todte, der ihn mir erschlug,
Der mich umfangen hielt mit bösem Trug,
Ihm ist mein Pfeil, der nimmer hat geirrt,
Zu rächen seinen Tod, ins Herz geschwirrt!"
Still blicket Brenno in das Angesicht
Des Jünglings; jetzt erkennt er ihn und spricht:
„Weh, weh! Sein Leben schon so jung entflohn!
Er ists, ja ists, — des Freundes einzger Sohn,
Des Freundes des Gekreuzigten, der dort
Jenseit der Berge wohnt, der Christen Hort!
Der Himmel reiche ihm der Palme Zier,
Und sein Gedächtniß sei gesegnet hier!
Er hat vollendet seinen Pilgerlauf:
Die Erde ist des Herrn, sie nehm ihn auf!"
So spricht er, und die Jungfrau hastig fragt:
„Doch was geschieht mit jenem? Vater, sagt!"
Und Brenno spricht: „Es ist das Feuer auch
Des Herrn; drum lodre er nach altem Brauch!"
So wird der Heide denn der Flamme Raub,
Und eine Gruft umfängt des Christen Staub,
Und um die Hügel, die einander nahe stehn,
Zieht friedlich flüsternd schon des Abends Wehn,
Zu künden, wie so gern der Tod vereint,
Was unversöhnlich in dem Leben scheint.

17.

Almeida spannt nun keinen Bogen mehr,
Es trauert an der Wand die stolze Wehr,
Und freudig tummelt sich im Hain das Wild
Und schaut im Strome ungescheucht sein Bild.
Dem Christengotte schließt sie bald sich an,
Und hoffend ist ihr Herz ihm zugethan

Und denkt des theuren Jünglings liebevoll,
Den sie dort oben wiedersehen soll.
Doch trübe war ihr Sinn und kummervoll ihr Herz,
Der Welt verschlossen, kalt, wie Erz,
Und als der Tod ihr noch den Vater nahm,
Da wurde ihr das ganze Leben gram.
Nicht lang, da wählet sie das Felsenhaus
Der Wöle sich zur steten Wohnung aus,
Wo freundlich ihr am Busen der Natur
Die Ruhe winkt, die sie ersehnet nur,
Und pflanzt des Kreuzes Bild auf den Altar,
Der einst geweiht den alten Göttern war.
Der Wald gab ihr die Nahrung, die sie sucht,
Gekräuter, Wurzelwerk und wilde Frucht;
Moos war ihr Bett, der Felsenquell ihr Trank,
Und eine Eiche ihre Ruhebank.
Des Thals Bewohner, die die Wöle flohn,
Vernahmen gern das Wort vom Gottessohn
Aus ihrem Munde, und sein Ruf durchscholl
Die Thäler himmelskräftig, friedensvoll:
Und, das sie sonst geflohn, das scheue Wild,
Es kam zu ihrer Höhle, zahm und mild.
Oft ging sie zu dem Hügel, der umschloß
Des Jünglings Hülle, und ihr Auge floß
Von heißen Zähren über, die, wie Duft,
Der Rasen trank, ergrünt auf seiner Gruft,
Bis endlich auch ihr Blick im Tode brach
Und „Wiedersehen!" sein Geist ins Herz ihr sprach.
Auch ihren Leib umschloß das stille Grab,
Das Ruhe längst schon dem Geliebten gab;
Es trugen sie dahin mit vielem Schmerz,
Wie brechend es gewünscht ihr edles Herz,
Die sorglichen Bewohner von dem Thal
Und pflanzten ihr als schlichtes Liebesmal

Die Eiche, die noch heute grünend steht
Und mild der Vorzeit sanfter Geist umweht.

Das Hundchen des Fürsten.

Nicht selten werden Lieb und Treu auf Erden schlecht belohnt;
Doch pflanzt sie stets die Hoffnung neu, die ihnen inne wohnt,
Die ihren Blick zum Sternenzelt aufträgt mit goldnen
Schwingen,
Wann unbelohnt auf dieser Welt sie ihre Opfer bringen.
Doch ob auch grober Undank meist der Welt Lohn pflegt zu sein,
So nimmt doch lang ihr böser Geist nicht alle Herzen ein;
Noch manches ist erkenntlich auch, das unterm Purpur schläget,
Noch manches, das ein armer Gauch unter dem Kittel träget.
Ja, selbst das Thierchen, das ihm nützt, vergißt der Edle nicht;
Daß er es nährt, daß er es schützt, hält er für seine Pflicht:
Doch mehr noch that, als sich gebührt, ein Fürst an seinem
Hündchen,
Wie mir die Kunde jüngst gerührt erzählt ein holdes Mündchen.
Zu Weilburg, wo der Lahnstrom geht, da graut ein al-
tes Schloß,
Das hoch an seinem Ufer steht auf steilem Felskoloß,
Und oben am Gesimse kann, aus Sandstein ausgehauen,
Des Thieres Bild der Wandersmann noch eingemauert schauen.
Des Fürsten Liebling war der Hund, und wenn ein Aug ihn sah,
So sahs ihm, wo er ging und stund, das treue Thierchen nah;
Es lag zu Fuß ihm immerdar, es lief ihm stets zur Seite,
Und gab dem guten Herrn sogar zur Kirche das Geleite.
Da lockte einst ein schöner Tag den Fürsten aus dem Schloß,
Denn schwer auf seinen Schultern lag der Herrschersorgen Troß,
Und, wo er oft am Strand der Lahn sich pflegte zu ergehen,
Ward einsam bald er auf der Bahn nach Löhnberg hin gesehen.
Wo aber bleibt das Hundchen heut, das sonst ihn froh umringt
Und mit den Sprüngen ihn erfreut, die es so lustsam springt?

Vergessen hat ers; eingesperrt blieb es auf seinem Zimmer,
Und wie es an der Thür auch scherrt, sie thut sich auf ihm
nimmer.
Ein Fenster stehet offen nur, da hüpft es nun hinan
Und starrt hinunter auf die Flur, durchrauschet von der Lahn.
Tief ist der Abgrund, der sich hier vor seinem Auge dehnet,
Wo schwindelnd fast das arme Thier sich an die Pfeiler lehnet.
Es wagt kaum einen Tritt zu thun; doch als es seinen Herrn
Sieht kommen in dem Thale nun und ihn erkennt von Fern;
Da bellt es freudig, und die Lust, den Gönner zu erschauen,
Weckt neu den Muth, den seiner Brust geraubt der Tiefe
Grauen.
Und länger hat es nicht mehr Rast; auf das Gesimse schwingt
Es sich, rennt hin und her voll Hast und setzt dann an und
springt,
Da mächtig es die Sehnsucht treibt, als ob der Fürst ihm riefe,
Weil ihm kein andrer Ausweg bleibt, hinunter in die Tiefe.
Ob es die Sennen auch zerschellt, es schwimmt noch durch die
Fluth,
Läuft auf den Fürsten zu und bellt und wedelt wohlgemuth;
Doch kaum hat es ihn nun erreicht und reckt vor ihm die Glieder,
Die freundlich kosend er ihm streicht, da sinket todt es nieder.
Gerührt von solcher Liebe, ließ der Fürst gern zu den Plan,
Sein Bild zu konterfein, und wies ihm jene Stelle an,
Wo aufs Gesimse kühn das Thier hernieder sich geschwungen
Und aus dem luftigen Revier hinunter war gesprungen.
Und, wie die Mitwelt einst, so kann, aus Sandstein ausgehaun,
Noch heute dort der Wandersmann sein Bild als Denkmal
schaun,
Zum Zeichen, daß stets unbelohnt die Liebe und die Treue,
In welcher Hülle sie auch wohnt, hier doch nicht Blumen
streue.
Auch kündet gerne jeder Mund ihm jenes Herrschers Lob,
Der beide stets in treuem Bund verehrte und erhob,
Dem seines Landes Dank die Bahn mit Kränzen reich bestreute,

So lang sich an dem Strand der Lahn der Frühling ihm erneute.
Gar herrlich ward der schöne Spruch in seinem Walten wahr,
Den eitel nicht das heilge Buch dem Edlen leget dar,
Der, wenn dem unvernünftgen Thier er sein Erbarmen schenket,
Vor Allem auch, der Schöpfung Zier, der Menschheit liebend denket.
Und weil er war mit Leib und Seel dem Volke zugethan,
So sah auch nie ein Auge scheel den kleinen Liebling an;
Denn schöner war, als Stein und Erz, das Denkmal, das so traute
Dem Volke in das eigne Herz des Fürsten Milde baute.

Elegie.[1]

Wo die Natur sich heitre Tempel baut,
Bedeckt mit Blumen sie der Vorwelt Grab;
Wohin das Auge mit Entzücken schaut,
Bricht still der Tod manch Blüthenleben ab!
Dort, wo der See die stillen Fluthen treibt,
Die röthlich strahlen in dem Mondenglanz,
Stand einstens, wie die alte Chronik schreibt,
Ein Dorf, umblüht von reicher Felder Kranz.

Die Sage spricht, daß längst, vor grauer Zeit,
Wo sich die Wahrheit zum Gedicht erhebt,
Das Dorf begrub der Elemente Streit,
Von dem jetzt Nichts, als nur der Name lebt.

[1] Dieses Klagelied bezieht sich auf die Gegend von Merenberg, welches im dreißigjährigen Krieg zerstört ward. Unfern dieses Ortes liegt ein Weiher, in dessen Näve die verschwundenen Dörfer Ober- und Niedervöln nebst Potenhan und Mechtelndorf standen. Völn ist von den Fluthen desselben begraben.
A. H.

Noch zeigt der Landmann an des Weihers Rand
Des Dorfes Kirchhof, den Gebüsch durchwebt,
Wo, die des Epheus stilles Grün umwand,
Sich auch die kleine Mauer noch erhebt.

Und jenes Bergschloß, das zertrümmert liegt
Und nackte Mauerreste nur erhebt; —
Wo sind sie hin, die glücklich und vergnügt
In alter Herrlichkeit hier einst gelebt?
Die Jahre schwinden, schnell verrinnt die Zeit,
Die in der Flucht das eigne Werk zerstört;
Ach, Alles predigt uns Vergänglichkeit:
Wohl dem, der auf die ernste Mahnung hört!

Was wär dein Leben, Mensch! blieb Hoffnung nicht
Das große Eigenthum der Seele, einst
Nach dieses Lebens zweifelhaftem Licht
Die zu umarmen, die du hier beweinst?
Dort wird das Leben eine Harmonie,
Von der uns hier die Ahnung nur beglückt;
Und diese, nur ein Bild der Phantasie,
Wirkt mächtiger, wenn uns der Kummer drückt!

Ach, jene Schloßruine, ernst und kahl,
Sie weckt in mir gerechten, bittren Schmerz
Der beßren Menschheit, daß zu unsrer Qual
So oft vom Rechten irrt des Menschen Herz!
Wohl dreißig Jahre wüthete die Pest
Des Krieges, der des Bürgers Glück zerstört;
In wenig Herzen stand der Glaube fest,
Und ihre Stimme wurde nicht gehört.

Zur leeren Formel ward Religion,
An ihren äußren Zeichen hing der Christ;
Die Unvernunft bestieg der Wahrheit Thron,
Der finstre Haß, die feige Hinterlist.

Und furchtbar waltet die Vollstreckerin[1]
Der Blutbefehle, die der Wahnglaub schrieb;
Die Völker würgten ohne Maas und Sinn,
Daß fast kein Stein mehr auf dem andren blieb.

Und ach, warum das große Leichenfeld,
Mit Millionen Menschen Blut gedüngt?
Warum das Elend einer halben Welt,
Das doch der Tugend nicht den Frieden bringt?
Ach, weil das Herz dich noch nicht recht erkannt,
Dich stilles Friedenslicht, Religion!
Der Katholike und der Protestant,
Sie standen zweifelnd an der Wahrheit Thron.

In äußeren Gebräuchen wohnst du nicht,
Religion, die Liebe übt dich nur,
Und, wers auch sei, erfüllt er Christenpflicht,
Der ist ein Christusjünger von Natur!
Doch nun zurück von dem Gedankenzug
Aus jener Zeit zu unsrer Gegenwart!
Ach, auch der Schmerzen bietet sie genug,
Wir klagen, daß noch viel nicht besser ward!

Die alte Unvernunft herrscht hier und dort
Noch, wie zur Zeit der Ablaßkrämerei;
Noch streiten Christen — und des Meisters Wort
Lehrt, daß das Höchste Menschenliebe sei!
Wann kommt die Zeit, wos endlich Friede wird,
Wo endlich Wahrheit unser Streben lohnt?
Was frag ich noch? — Die Menschenseele irrt,
So lange sie in dieser Hülle wohnt!

B. J. Schneider.

[1] Die kaiserliche Armee.

Unser Westerwald.

Es liegt ein Wald im Westen,
Genannt der Westerwald,
Da sieht man keine Vesten,
Die Zeichen der Gewalt:
Man sieht da kahle Berge
Und Felsen von Basalt;
Das ist der Wald im Westen,[1]
Das ist der Westerwald.

Hoch oben auf den Bergen,
Da liegt der Westerwald;
Da brausen wild die Stürme,
Da ist es rauh und kalt.
Horcht, wie euch durch die Winde
Mein Lied entgegen hallt!
Drum töne, Lied der Lieder,
Du Lied vom Westerwald!

Wo stolz des Mannes Blicke
Den Fremden treffen kalt;
Wo sich kein Rücken bücket
Vor Unrecht und Gewalt;
Wo deutsche Kraft und Treue
Noch wohnt bei Jung und Alt,
Da sind der Freiheit Höhen,
Da ist der Westerwald!

Wo schmucke Mädchen ziehen,
Gesund und stark und schlank,

[1] Andere leiten seinen Namen vom altdeutschen wister oder weiß ab, weil er zuerst und am längsten im Schneegewande des Winters glänzt. Ein altes erdbeschreibendes Wörterbuch gibt von ihm die drollige Beschreibung: „Der Westerwald ist ein hohes Gebirg zwischen Rhein, Lahn und Sieg, worauf man nichts, als Himmel, Pfützen und große Steine sieht.“ A. H.

Vom Felde heim zum Dorfe
Mit fröhlichem Gesang;
Wo kräftge Weiber bauen
Mit rüstger Hand das Feld,
Da wohnen Westerwälder,
Die Einzgen in der Welt!

Wo sich die Häuser neigen
Gar traulich hin zur Erd,
Wo man mit Stroh gedecket
Sieht Dach und Fach und Herd;
Dort, wo in niedren Hütten
Die Gastfreundschaft noch weilt;
Da wohnen Westerwälder,
Dorthin, ihr Freunde, eilt!

Was kümmern uns die Thäler,
Was großer Städte Pracht?
Wir fröhnen nicht dem Luxus,
Wir dienen nicht der Macht;
Wir lieben klares Wasser,
Und athmen Luft, so rein,
Sind fröhlich bei Kartoffeln,
Wie könnt es besser sein?

Laß brausen wilde Stürme,
Laßt rauh es sein und kalt,
Laßt uns die kahlen Berge,
Die Felsen von Basalt!
Bleibt tief in euern Thälern,
In euern Schluchten all —
Ihr taugt nicht auf die Berge,
Nicht auf den Westerwald!

Und wenn ich einst sollt wählen
In Ländern, groß und klein,

Das schönste aller Mädchen,
So dürfts vom Wald nur sein.
Und hab ich es gefunden,
So sing ich, daß es schallt:
Es lebe hoch mein Liebchen,
Es leb der Westerwald! —

Hangard.

Der Unkenkönig vom Seeweiher.[1]

Bei Mengerskirchen wogt ein Teich,
Der war dereinst an Unken reich,
Die, einem König unterthan,
Dort wohnten um den nassen Plan.
Da ritt ein Bauer in die Schwenk
Die Pferde einst, nicht eingedenk
Der weisen Warnung: „Laß hübsch stehn
Die Dinge, so nichts an dich gehn!"
Der Unkenkönig wiegte grad
Die Glieder da im kühlen Bad,
Und dichtes Gras am Ufer hegt
Die Krone, die er abgelegt.
Doch blitzend überstrahlt ihr Glanz
Der Wiesenblumen bunten Kranz,
Und hastig steckt der Bauer ein
Den Fund, gelockt vom goldnen Schein.
Der Unkenkönig siehts und eilt
Dem Räuber nach, der unverweilt
Den Wams wirft von den Schultern ab
Und fortsprengt in gestrecktem Trab.
Reit zu, reit zu, o Bauersmann,

[1] Die Unken, dem Froschgeschlechte angehörig, haben durch den melancholischen Ton ihrer Stimme dem Volksglauben zu den verschiedenartigsten Mährchen Veranlassung gegeben. Auch eine Schlangenart führt diesen Namen.

Daß er dich nicht ereilen kann!
Bald hat der Unk den Wams durchsucht
Und folgt nun rascher seiner Flucht.
Der Bauer, eingeholt im Nu,
Wirft nun ihm schnell die Stiefel zu,
Und langt zu Hause glücklich an,
Des Raubes froh, den er gethan.
Wie glüht des Unken Zorn da heiß,
Der abermals getäuscht sich weiß!
Er folgt ihm bis zum Hof hinein,
Sein Diadem zu fordern ein.
Der Bauer greift die Sense rasch,
Die Krone noch in seiner Tasch,
Und haut mit einem scharfen Hauch
Dem Unkenkönig durch den Bauch.
Doch wehe nun dem armen Tropf,
Daß er nicht traf des Thieres Kopf!
Der Unke pfeift, das gellt so stark,
Daß es durchtönt die ganze Mark.
Und plötzlich kommt herzugeeilt,
Was um und in dem Teiche weilt,
Das ganze Volk, dem er gebeut,
Das seiner Huld schon lang sich freut.
Welch ein Gewimmel in dem Hof!
Den König, der vom Blute trof,
Umringt die Schaar mit Wehgeschrei,
Und fragt, wer der Verbrecher sei.
Sie hörts erzürnt und fällt sogleich,
Zu rächen diesen Frevelstreich,
Den Bauern grimmig an und trinkt
Sein Blut, bis todt er nieder sinkt.
Das merkt euch, Kinderchen, und hört:
Laßt liegen, was euch nicht gehört!
Das Schwert mit seinem scharfen Hieb
Ist jetzt der Unke für den Dieb!

Die Abbekirch bei Arborn.

Bei Arborn stehn die Reste von einem Gotteshaus
Und trotzen felsenfeste der Zeiten Sturm und Graus.
Die Kirche war vor Jahren dem heilgen Kreuz geweiht,
Das hielt von da Gefahren und Noth zu jeder Zeit.
Die frommen Dörfer kamen dahin, von Andacht voll,
Und brachten seinem Namen des Dankes heißen Zoll.
Dabei stand eine Klause, und Mönche, gottentflammt,
Versahn im heilgen Hause des großen Opfers Amt. —
Da ward der Liebe Einheit durch Glaubenszwist gestört,
Als man ob seiner Reinheit das kühne Wort gehört.
Auch Mengerskirchens Adel, entflammt fürs neue Licht,
Zog da mit bittrem Tadel die Mönche zu Gericht.
Doch mochte nicht dem Volke genehm sein Streben sein,
Das stürmte, eine Wolke, drum auf den Grafen ein.
Das blasse Licht der Kerzen floß seinem Auge mild,
Treu trug es in dem Herzen des alten Glaubens Bild.
Als nun dem Ritter deuchte, daß fruchtlos sein Bemühn,
Am heilgen Kreuz die Leuchte der Neurung zu entglühn;
Da brausten hoch die Flammen des Zornes in ihm auf,
Das Kloster fiel zusammen durch seiner Knechte Hauf.
Die Kirche ward vernichtet, das Heiligste zerstört,
Doch schrecklich bald gerichtet der Frevel, unerhört:
Kein Mann kam von der Stelle, der dort gerührt die Hand,
Die Flammen wogten helle, als sie der Tod umwand.
Drum wird mit einem Lichte noch jetzt, wenn Stürme wehn,
Mit düstrem Angesichte der Ritter dort gesehn.
Der Sturm bläst aus die Flamme beim zwölften Glockenschlag,
Die Trümmer stehn von Stamme zu Stamm bis diesen Tag.
Einst ward in Volkes Munde Abteikirch sie genannt,
Noch jetzt ist in der Runde die Abbekirch bekannt.

Das Hotzelmouslied oder Lob der Hotzeln.

Nu han eich all mei(n)[1] Lebelang
  Naut Bessers, aß Hotzeln, gäse,
Wann 'ch der ka(n) hätt, dah(n) wör eich krank,
  Wenn ihr ett regt wollt wesse.
Geschabte Muhrn[2] un Sauerkraut
  Eß ag nach[3] ebbes gous;
Dach agten eich dat kra,[4] wöi naut,
  En äse Hotzelmous.

Waht Vahter schafft, waht Möuter kacht,[5]
  Daht äsen eich wahl garn;
Mei(n) Harz em Laib dach allzeit lacht,
  Wennt Hotzeln söit[6] va(n) Farn.
On wenn schu(n) Körmeß eß deham,
  Sei(n) Hotzeln göllekat;[7]
Der Hotzeln weren eich nöt kram
  En ka(n)mohl Hotzeln saht!

Gevahter Jokev! klabt ihrt ag,
  En ihr, Gevahter Zey,
Zou gröi(n) Flahsch, daht gedärt em Rag,
  Thoun eich mich nött herbei!
Mett Hotzeln mouß et sei(n) bedeckt,
  Soß[8] hätt 'ch de Bröih deva(n);
Ihr klabt et nött, wöi gout ett schmeckt,
  Su söis, wöi Labberda(n).

Dö Bahm, dö mir döi Hotzeln bröngt,
  Dö halten eich in Ehrn;
An Galge soll dö wern gehenkt,
  Dö mir dö Bahm will stöhrn!

[1] Das eingeklammerte n wird nur näselnd in die Silbe verschmolzen gehört. [2] gelbe Rüben. [3] Die Wörter noch, doch, wohl lauten in dieser westerwäldischen Mundart fast, wie nach, dach, wahl mit einem Zwischenlaut von a und o. [4] grad. [5] kocht. [6] sieht. [7] delikat. [8] sonst.

Döi Hotzeln sei(n) mir werth en löib,
  Söi sei(n) dett best Kefrös;
Wer daht nött saht, löits,[1] wöi e Döib,
  Sei(n) über Botter 'n Käs.

E Herschebrei eß ag wahl gout,
  En ag e Köihkeleng;
En Worst, kefüllt mött Kälwerblout,
  Eß warzig[2] nött kereng:
Mir aber schmeckt naut off der Welt,
  — Daht sahn eich ohne Schöi,
En wer mert ag für übel hält —
  Aß Hotzeln mött der Bröih!

A mei(n)! waht kah(n) ag gouter sei(n)?
  Daht saht mer dach emohl! —
En wenn eich wößt en Ohrt am Rhei(n),
  Jo, waiter, aß Tyrol,
Wu naut, aß Hotzeln, wase mi(n),
  Ka(n) Brut, ka(n) Flahsch, ka(n) Kraut,[3]
Bai meiner Blo! eich göng dohi(n)
  Deh Agebleck, nach haut!

En wenn eich komme außem Wald,
  En sei(n) va(n) Harze möi,
Sei(n) Hotzeln off dö Dösch gestallt,
  Daht bröngt e frösch Geblöi.
Mei(n) Frah, döi macht, bei meiner Sex!
  Va(n) Hotzeln, wöi seichs hört,
Kastete, Kahrte,[4] gout Gebär,
  Se hot et ehrst kelöhrt.

O, wer nor hätt der Hotzeln vill,
  Dö wör aus aller Nuth!

[1] lügts. [2] wahrlich. [3] Latwerg — Zwetschenkraut. [4] Pasteten, Torten.

Döi Känn[1] sei(n) dobei mouterstill
  En blären em[2] ka(n) Brut;
Ag spart mer domöt Botter 'n Kös
  Daht Salz, dett Schmalz, dett Fett;
Der Ksondhat sei(n) se ag gemös,
  Wer nor vill Hotzeln hätt!

Wer Kraut garn frößt, dö fleht ze sah(n):
  „Meich hot en Raup gemagt!"
En Hotzeln, zweifle nött dara(n),
  Han meich zer Welt gebragt.
Mei(n) Leu,[3] döi warn, wöi hölze Leu,
  Aß wöi vom Hotzelstamm,
Dröm sei(n) eich ag von dem Geblöi,
  Mei(n), froht emohl deh Amm!!

Eich wahs ett wahl, ihr lacht meich aus,
  Waht leiht mir aber dra(n)?
Eich mach auch waht off öidern[4] Schmaus,
  Wenn eich nor Hotzeln ha(n)!
Zou Hotzeln, na(n) zou kär[5] Rakkouh,
  Hullt meich regt deck[6] ze Gast,
Dah(n) sollt ert söin,[7] wöi Vahters Bou
  Der Hotzeln fräßt en Last!

Gevahter Fritt, waht saht er lo,
  Ett wör en Säugespöul?
Kotzblitz, ihr kommt mer vill zu noh,
  Bal greif ich zoum Gestöuhl!
Schmeckt auch daht nött, verdammter Gehk,
  Su fräßt en Gickelschäß!
Brommt mir nött lang, daht eß mer Spehk,
  Soß kröitt err aut offs Fräß!

[1] Kinder. [2] um. [3] Leute, hier Eltern. [4] euren. [5] keiner. [6] oft. [7] sehn.

En wenn mei(n) Mah(n)[1] verdarben eß,
En eich döi Schnelle[2] hou(n),
Dah(n) fräßen eich könn Bronnegreß,
Wöi annern Menschen thou(n);
Dah(n) gin eich off de öberst Büh(n),
En äß meich hotzelnrond,
Daht eß de beste Mellezin,
En mache meich gesond!

Korzem, daht hört er, Nober Fritt,
Womm mir[3] sei(n) goute Leu,
Su schehlt mer nor döi Hotzeln nit,
Mei(n) Seel! soß eßt vorbei.
Der Gusta non es dantebus![4]
So saht mer off Latei(n);
Döi Hotzeln sei(n) mer quantebus,[5]
Ett ka(n) naut drüber sei(n)!

K. Ch. L. Schmidt.

Die Pest in Herborn.[6]
(1607.)

Als man zehlet ein tausend sechshundert sieben,
Daß dieses ist beschrieben,
Welches noch nie kein man erlebt hat,
Noch erfahren zu Herborn in der statt,
Aber durch unßer sündt, laster und schandt
Ist der schwere Zorn Gottes über uns entbrandt,

[1] Magen. [2] die schnelle Katharine — Durchfall. [3] wollen wir. [4] Der latein. Spruch ist: De gustu non est disputandum und heißt: Ueber den Geschmack läßt sichs nicht streiten (weil er nämlich gemeinhin so verschieden ist, als die Köpfe selber.) [5] Ebenfalls verketzertes Latein, so viel, als alles Mögliche — das Höchste.
A. H.

[6] Dieses Reimgedicht, worin ein ehrsamer Bürger Herborns damals seine Empfindungen ausdrückte, theilt Dr. Fuchs in den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1799 mit.

Dieweil kein auffhören der sündt in der Zeit,
Kein reüe, noch leidt und würdigkeit.
Kein warnen, straffen helffen wolt,
So war endtlig der Todt der sünden solt.
Gott der Herr sahe zu eine geraume Zeit,
Mit seiner straff war er nicht weit,
Bis endtlig die Boßheit nam überhandt,
So hatt er unß die Pestilens gesandt,
Welches ist der Vier straffen ein,
Die er thut schicken insgemein
Denen, die sich an ihm vergreiffen thun,
Seiner diener lachens und habens ihren hohn,
Sein wort nicht achten, noch bedencken,
Daß er uns aus gnad das Leben hat thun schenken.
Dardurch wier aber zur erkendtnüß kämen,
Thet er uns viel fromme leüt hinweg nehmen,
Dardurch auch unser liebe Farrherrn bekandt,
Wilhelm Zepper war er genandt,
Welcher das heilige Gottes wort
Hat vergepflantzet an manchem orth.
Unter welchen auch waren mit großen Beschweren
Auch etlig unßer Ratsherren,
Fürnehmen Bürger und freundten,
Daß es gar greülig war anzuschauen,
Dan viel zartler Kindter und Jungfrauen,
Darzu auch Junggesellen gestorben seyn,
Welche dan auch gar kurtz und eben,
Dem Herren den Geist willig auffgeben.
Mit weinen, schreyen, kläglicher stim
Junge gesellen man und Jungfrauen da hat
Zusamen geleget in ein Grab,
Da wurde in des Bräutigams arm
Die Braut wohl erst im Grab noch warm.
Ein par Eheleüt jung und fein
In ein Grab beieinander kommen sein,

Die reichen sich die treue Hand
Auch noch fort durch des Grabes sand.
Darbey man soll bedenken eben,
Was es ist mit des Menschen Leben.
Ist nicht gebohren auff behlerey und schandt,
Dan es ist mit unß gar bald sehr gewandt.
Man es noch nie erfahren, geschwey zu erleben,
Daß man um eine geringe Zeit ich sag
Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn, zwanzig alle tag
Ohne unterlaß zum Grab hat getragen;
Doch den vierten Augusti, ich die Wahrheit thu sagen,
Hat man zwanzig auffeinmahl
Zum Kirchhoff getragen, ist noch die höchste Zahl,
Aber über zwo stunden hernach sein
Wieder sechs Person gestorben insgemein.

Die erste Kartoffel in Nassau.

(Um 1621.)

Gar lieblich, doch beachtet von wenig Blicken nur,
Blüht jährlich eine Blume auf unsrer Felder Flur:
So räche denn den Undank, du Lied aus alter Zeit,
Und töne ihr zum Lobe im Lande weit und breit!

Man zählte sechzehnhundert und einundzwanzig Jahr,
Da führte man zu Herborn ein Bräutchen zum Altar,
Ein Bräutchen, wie der Frühling, so blühend und so hold,
In reichem Brautgeschmeide von Seide und von Gold.

An ihrem Busen prangte ein Blümchen seltner Art,
Ein nie gesehnes Blümchen, von Farbe schön und zart,
Auf das, des andren Schmuckes kaum achtend, Herborns Fraun.
Und seine holden Mädchen mit neidschem Auge schaun.

Es hatte ein Professor[1] von einem Freunde, fern
Aus Albion, empfangen des seltnen Blümchens Kern;
Und unter seinen Händen, zu pflegen es, bemüht,
War es in einem Topfe bald herrlich aufgeblüht.

Wards nun vor seinem Fenster bewundernd schon beschaut,
So schien es doppelt lieblich am Busen dieser Braut,
Der es als Hochzeitsspende der gute Herr gepflückt,
Als Spende, deren Gleichen noch keine Braut geschmückt.

Und, wahrlich! es verdiente der hohen Ehre sehr!
Ihm gleichet selbst die Rose an Würde nimmermehr:
Bei ihm ja ist das Schöne und Nützliche vereint,
Wie es bei keiner Pflanze verbunden mehr erscheint!

Wer konnte damals ahnen den künftigen Beruf
Der Frucht, die in Europa so vielen Segen schuf?
Wer, daß sie jener Ehre, wie keine, würdig war,
Die je ein Bräutchen schmückte am heiligen Altar?

Wohl wißt ihr, holde Frauen! wie dieses Blümchen heißt,
Obgleich es keiner Braut mehr am Busen heute gleißt;
Wohl kennt ihr das bescheidne mit seiner edlen Frucht,
Das jetzt im Reich der Blumen vergeblich wird gesucht!

Gar lieblich, doch beachtet von wenig Blicken nur,
Blüht es noch jetzt alljährlich auf unsrer Felder Flur,
Und ob auch dort verschmähet, ist es der Menschheit nah,
Des Unrechts nicht gedenkend, das draußen ihm geschah.

[1] Johann Matthäus († 1621), Prof. der Heilkunde an der hohen Schule zu Herborn, welche, von Johann VI. (dem Aeltern) 1584 gegründet, sich eines zahlreichen Besuches erfreute und 1817 in ein theologisches Seminar verwandelt wurde, empfing die erste Kartoffel aus England und behandelte sie als Zierpflanze. Um 1630, wie sein Nachfolger Zachar. Rosenbach († 1638) erzählt, aßen die Adeligen, die, wie er sagt, wenn sie durch die Menge der Gerichte gesättigt sind, immer noch etwas Seltenes auftischen, die Knollen dieser Frucht (Solanum tuberosum) als Nachtisch, und erst um 1730 ward ihr Nutzen allgemeiner erkannt, wo die Bauern des Westerwaldes anfingen, sie in ihren Gärten zu pflanzen und als eine Sonntagskost zu genießen.

Euch scheint es ganz besonders ergeben und geneigt,
Wohl, weil ihm jene Ehre das Bräutchen einst erzeigt,
Das von der heilgen Stätte mit ihm gesegnet kam
Und, es am Busen tragend, auch mit zur Küche nahm.

Dort mocht es ihm gefallen und, nützlich da zu sein,
Gab, dieser Ehre würdig, die Dankbarkeit ihm ein;
Denn ob ihr gleich zu ehren es so jetzt nicht mehr sucht,
Es sendet in die Küche euch täglich seine Frucht!

Kartoffellied eines Westerwälders.

Bekränzt mit Laub die liebe, volle Schüssel
Und eßt sie fröhlich leer!
Von Malta bis Paris, von Twer bis Brüssel
Wächst solche Frucht nicht mehr.

Auf großer Herren reichbesetzten Tischen
Steht manches Kunstgericht;
Mag ihnen doch ihr Koch Gewürze mischen,
Wir neidens ihnen nicht.

Kartoffeln duften lieblich uns entgegen,
Durch keine Brüh verhunzt;
Im Schwaden abgedampft, um uns zu pflegen,
Hat sie der Hausfrau Kunst.

Wohl wächst die Frucht im ganzen deutschen Reiche,
Doch keine solche, seht!
Die an Geschmack und Würze dieser gleiche,
Wie hier sie vor uns steht.

Was fernher England selbst und Holland sendet
Und Zuckerfrüchte nennt,
Ist Tändelei, worauf nicht Müh verwendet,
Wer etwas Beßres kennt.

Am Westerwald nur ist sie recht zu Hause,
Da hat sie Kraft und Saft,
Die Frucht, die nach genoßnem leckren Schmause
Gesunde Nahrung schafft.

Auch hier gibts Arten, schmacklos unsrem Munde,
Die geben wir dem Vieh;
Allein die echte, rauhe, rothe, runde,
Was Beßres gab es nie!

Drum wehe dem, der diese Frucht vergeudet
Zu schlechtem Branntewein,
Davon nur Kopf und Magen Schmerzen leidet,
Ihm ist nicht zu verzeihn!

Zwar haben unsre Berge keine Reben
Und bringen keinen Wein;
Doch können wir auch ohne Trauben leben,
Uns freun und fröhlich sein.

Uns stärkt ein frischer Trunk aus klarer Quelle
Bei unsrem frohen Mahl,
Mehr, als des flüßgen Goldes süße Welle
Aus perlendem Pokal.

Lob sei dem Mann, der uns von fernem Strande,
Zuerst die Frucht gebracht,
Die Frucht, die, nun gepflanzt in unserm Lande,
Auch satt den Armen macht!

So eßt sie denn, und laßt uns allerwege
 Uns dieses Mahles freun!
Und wüßten wir, wo Jemand hungrig läge,
 Er sollte Gast uns sein!

***

Der Bardenstein.[1]

Wo die alten Eichen rauschen
 Und die jungen Buchen wehn,
Pflegt der Jüngling gern zu lauschen,
 Bleibt der Wandrer sinnend stehn.
Doch den Sänger füllet Schwermuth,
 Ihn ergreift ein wilder Schmerz,
Und es träufelt ihren Wermuth
 Die Erinnrung ihm ins Herz.

Führt sie ihm doch einen Sänger
 Hier vor den bewegten Blick,
Dem ein bosheitvoller Dränger
 Schuf ein trauriges Geschick!
Doch sowie umher er schweifet
 Und sein Herz es quälet blos,
Daß auch jetzt noch mancher streifet
 Durch die Heimath heimathlos:

Sieh, da tritt vor ihn die Sage,
 Wie umstrahlt von Aetherlicht,

[1] So wird ein Waldhöhe bei Herborn genannt. — Barden hießen bei den Kelten oder Galen in Frankreich die Dichter. Von da kam das Bardensängerthum nach England, Irland und Schottland. — Die ältesten Sänger der Germanen Barden zu nennen, wurde erst in neuerer Zeit gebräuchlich, besonders seit der deutsche Barde Klopstock statt des römischen das deutsche Götterthum in seinen Liedern verherrlichte. — Bragi ist der nordische Gott der Dichtkunst und Beredtsamkeit.

Läßt ihn schaun in ferne Tage,
Legt den Schleier ab und spricht:
„Siehst du dort den Barden sitzen
Auf der Höhe so allein,
Und die schwere Kette blitzen,
Die ihn schmiedet an den Stein?

Hochbegeistert war sein Busen
Für des Volkes Wohl und Glück,
Und das Feuer seiner Musen
Hielt nicht Menschenfurcht zurück.
Seine Sänge waren Hüter
Für das menschliche Geschlecht,
Wahrten seine höchsten Güter,
Freiheit, Vaterland und Recht.

Da beherrschte diese Fluren
Eine Bestie von Tyrann,
Und die schlechtsten Kreaturen
Warens, die er lieb gewann,
Und mit denen er im Bunde
Uebte solchen Druck und Zwang,
Daß davon die Jammerkunde
Bis zum fernen Norden drang.

Kaum vernimmt der edle Sänger
Diese Botschaft, da beschwört
Er des Herzens Sturm nicht länger,
Ob des Unrechts hoch empört.
Rüstig eilet er nach Süden,
Gönnt sich nimmer Ruh noch Rast,
Bis die Fremde hier den Müden
Grüßet als willkommnen Gast.

Und nicht lange, sieh! da stehet
Vor dem Dränger er, ein Geist,
Dessen Lied, wie Schwertstreich, gehet
Durch das Herz ihm scharf und dreist.
Mag sein Blick auch grimmig funkeln
Und sein Antlitz dräuend glühn,
Mag die Stirne sich verdunkeln
Und sein Aug Verderben sprühn:

Von dem Drucke, den er übe,
Und dem Rechte, tiefverletzt,
Von der Rache, die erhübe
Das gebeugte Haupt schon jetzt,
Von dem Blut, das Sühnung schreie
Bis zum fernsten Sonnenglühn,
Daß Odin sein Volk befreie,
Sang der edle Barde kühn.

Aber weh dem freien Sinne,
Welcher solche Lieder zeugt
Und nicht blos vor Lob und Minne
Knechtisch seinen Nacken beugt!
Preisgedichte, Liebessänge —
O wie ruhig ihr da schlaft!
Doch des Rechts, der Wahrheit Klänge
Singt kein Sänger ungestraft!

„Schergen! greift mir den Verruchten,“
Donnert furchtbar der Tyrann,
„Werft ihn in die tiefsten Schluchten,
Die kein Auge messen kann!
Aber nein! noch härter büßen
Muß er seinen Frevel, wißt!
Soll den Tod nicht eher grüßen,
Bis ihn auf der Hunger frißt!

Führt ihn denn nach jenem Gipfel,
Wo die hohen Eichen stehn,
Und die Winde durch die Wipfel
Schauervoll und öde wehn!
Schließt ihn da mit schwerer Kette
An den Stein, mit Moos bedeckt,
Den aus seinem Felsenbette
Keine Macht der Erde reckt!“

So gebeut er, und die Schergen
Stoßen barsch den Sänger fort,
Und es hallet in den Bergen
Wider manches Klagewort,
Als sie sahn den Barden sitzen
Auf der Höhe dort allein,
Als sie sahn die Kette blitzen,
Fesselnd ihn an jenen Stein.

Todesstrafe ward verhänget,
Wer ihm brächte Speis und Trank,
Und obs manches Herz auch dränget,
Alle scheuen diesen Dank.
Furcht, daß der Verrath es sähe,
War des Machtgebotes Wehr,
Und so kam in seine Nähe
Keine Menschenseele mehr.

Aber er ist nicht verlassen,
Bragis Auge wachet mild,
Läßt sein Antlitz nicht erblassen,
Schickt zum Dienste ihm das Wild.
Siehst du, wie es ihn umschwärmet,
Scheint es eifrig nicht bemüht,
Daß es nähret ihn und wärmet,
Dem kein Menschenherz mehr glüht?

In dem Schnabel reife Beeren,
  Flattern Vöglein zu ihm hier,
Und, ihm Fleischwerk zu bescheeren,
  Selbst das raubgewohnte Thier.
Saatenkörner, Obst und Buchen
  Tragen sie auf seinen Stein,
Jedes scheint vergnügt zu suchen,
  Dienstbar ihm und hold zu sein.

Hirsch und Reh liegt ihm zu Seiten,
  Und es darf sein müdes Haupt,
Drauf die Ruhe sich bereiten,
  Die ihm Menschenbosheit raubt.
Ja, es reichte selbst die Zitze
  Ihm die milde Hindin dar,
Wann er von der Sonnenhitze
  Heißgebrannt und dürstend war.

Mancher Tag war unterdessen
  In den Strom der Zeit geflohn,
Und man hatte schon vergessen
  Fast den edlen Göttersohn,
Sieh, da trieb die Lust der Birsche
  In die Wälder den Tyrann,
Und die Fährte jener Hirsche
  Lockte hoch ihn in den Tann.

Wie erstaunt er, da bei Leben
  Dort er noch den Barden blickt
Und das edle Wild daneben,
  Das ihn wärmet und erquickt!
Wie er sieht die Vöglein eilen,
  Ihn mit Nahrung zu versehn,
Die vertraulich bei ihm weilen,
  Und dann freudig weiter gehn!

Gleichwie angedonnert, stand er
Vor dem seltnen Auftritt lang,
Weder Laut, noch Worte fand er,
Und sein Herz, es pochte bang.
Vor ihn tritt sein ganzes Leben,
Wie ein fluchbedecktes Bild,
Und vor seiner Seele schweben
Schreckgestalten, graus und wild.

Armer Mensch! im goldnen Schimmer
Wähnst du sicher deine Schuld?
Das Gewissen schläft nicht immer
Und nicht immer die Geduld!
Willst du nicht an Rache glauben,
O sie naht, ob sie auch säumt,
Dich des Friedens zu berauben,
Den du fälschlich dir geträumt!

So sah dort man den Tyrannen
Starr und schmerzgefoltert stehn,
Aber endlich sich ermannen
Und erschüttert in sich gehn,
Sah, wie innig an den Busen
Er den edlen Dulder schloß,
Eine Scene, die, den Musen
Unbesingbar selbst, verfloß.

Und gefesselt blieb nicht länger
Nun der Barde an den Stein,
Triumphirend zog der Sänger
Im Palast des Herrschers ein,
Um durch seines Liedes Töne,
Hingesungen frei und kühn,
Für das Wahre, Gute, Schöne
Da die Herzen zu entglühn.

Wie so leicht saß jetzt die Krone
Dem Tyrannen auf dem Haupt,
Seit, zu nahen seinem Throne,
Es der Wahrheit war erlaubt!
Seit die Mängel, wie das Gute,
Ihm der edle Barde sang,
Wohl und Weh vom ärmsten Blute,
Wie vom reichsten, zu ihm drang!

Wie so glücklich konnte preisen
Sich dies Volk, dies biedre, nun:
Lies der Barden alte Weisen,
Die davon dir Meldung thun!
Freiheit war die starke Feder,
Welche trieb das Staatenrad;
Für das Ganze lebte Jeder,
Und die Eintracht war ihr Pfad!

Angebetet ward der Dränger
Nun von seinem Lande fast,
Und, ein Gott, verehrt der Sänger,
Bis ihn Bragi rief zu Gast.
Traulich mahnt an diese Kunde
Mich der Name Bardenstein,
Und sie wird in meinem Munde
Nimmermehr vergessen sein.

Anders ist es zwar geworden
Wieder mit dem Sängerthum,
An der deutschen Ströme Borden
Seh ich kummervoll mich um:
Fern von der Paläste Schimmer,
Klagt die freie Poesie;
Doch im Osten glänzt ein Flimmer,
Tagen wird es auch für sie!" —

So die Sage, und es rauschte
Durch das Laub ein mächtig Wehn,
Und des Sängers Ohr belauschte
Still es im Vorübergehn.
Ha, es war der Geist des Barden,
Lichtverklärt das Angesicht:
„Deutschland, auf die Goldstandarten,
Gott mit dir, verzage nicht!"

Der nächtliche Ritter.

Zu Dillenburg am Strand der Dill,
Die oft gewaltig rauschet,
Da reitet her ein Ritter still,
Der an dem Ufer lauschet:
Doch weder er, der arme Tropf,
Noch auch sein Roß hat einen Kopf.

Einst lebte in der Stadt ein Mann,
Ich hab es nie gelesen,
Und, ohne daß man sagen kann,
Er sei es auch gewesen,
Kam er gewaltig ins Geschrei
Und in den Ruf der Hexerei.

Lang überhäufte ihn mit Schmach
Des Volkes tolles Raufen;
Doch als der Graf das Urtheil sprach:
„Tod auf dem Scheïterhaufen!"
Und er verwahret saß im Thurm,
Da schwieg des Pöbels wilder Sturm.

Dem Ritter mocht es nahe gehn,
Wenn er den Spruch bedachte:
„Ha, wenn ein Unrecht ihm geschehn!“
So seufzte oft er sachte;
Denn offen durft er — weh dem Hort
Der Hexen! — sprechen nicht dies Wort.

Doch konnt ers halten nicht in Hehl,
Dies schmerzliche Bedenken,
Und gab dem Richter den Befehl:
„Ich werde Gnad ihm schenken,
Wann, lodert schon die Flamme heiß,
Vom Schlosse weht ein Fähnlein weiß!“

Der Scheiterhaufen wird gebaut,
Die Schergen sind geschäftig;
Es murmelt schon der Pöbel laut,
Die Flammen brausen kräftig,
Und zitternd vor dem hohen Stoß
Steht der Verdammte, nackt und bloß.

Indessen schwelgen auf dem Schloß
Bei lustigem Bankette
Die Ritter und der Knappen Troß
Und trinken um die Wette:
Ihr Herz, berauscht von süßer Lust,
Denkt nicht der gramzerrißnen Brust.

Der Richter schauet lang hinauf,
Kein Fähnlein wehet Gnade;
Die Stunde eilt mit rauschem Lauf
Und lenkt des Schicksals Pfade:
Das Fähnlein winkt noch immer nicht,
Doch vorwärts schreitet das Gericht.

Schon faßt die Flamme ihm die Haut
  Und hält ihn heiß umschlungen;
Des Pöbels Jubel wurde laut,
  Weithin ist er erklungen:
Doch immer winkt das Fähnlein nicht,
Und es vollzieht sich das Gericht.

Und roher ward des Volkes Scherz,
  Sein Spott ward immer dreister,
Da unter Stöhnen er mit Schmerz
  Verhaucht des Lebens Geister:
„Jetzt hat der Teufel ihn beim Hirn!“
Riefs — und bekreuzte sich die Stirn.

In Asche sank der Scheiterhauf,
  Auf dem er sterbend flehte;
Da that sich dort das Fenster auf,
  Das weiße Fähnlein wehte:
Zu spät! Verhülle deinen Schein,
Schwarz muß des Todes Farbe sein!

Zum Ritter bringt der Scherge bald
  Die unverhoffte Kunde;
Da überläufts den eisig kalt,
  Ihn rührt der Schlag zur Stunde.
Wo man den Scheiterhauf gebaut,
Ward in der Nacht sein Geist geschaut.

Dort auf der Wiese an der Dill
  Sieht in den heilgen Zeiten
Der Ankunft unsres Herrn ihn still
  Das Volk noch nächtlich reiten:
Doch er sowohl, der arme Tropf,
Als auch sein Roß, ist ohne Kopf.

* *
*

Gottlob, daß diese Zeit vorbei!
Denn ach! wie Viele ritten,
Wie Viele kämen kopflos, hei!
Nicht jetzt einher geschritten,
Träf Jeden dies, der da vergaß
Den Kopf, wenn zu Gericht er saß!

Und müßte herzlos wandern gar,
Wer ohne Herz gerichtet,
Du lieber Gott! dann stellte dar,
Wie Heere, aufgeschichtet
Sich uns als Geister ohne Herz
All das Gelichter, kalt, wie Erz!

Wilhelm I. von Oranien.[1]

Wen der Helden soll ich singen?
Wen verkündiget mein Saitenspiel,
Daß auf meines Geistes Schwingen
Ich erreiche seines Ruhmes Ziel?

[1] Wilhelm I., geb. 1533 zu Dillenburg, ein Sohn Wilhelms des Reichen und der Gräfin Juliane von Stolberg, von seinem Oehm Prinz Renatus († 1544) zum Erben des Fürstenthums Oranien (Orange) und aller niederländischen Besitzungen Nassaus eingesetzt, war der Liebling Kaiser Karls V. von Spanien, der mit Milde die Niederlande beherrschte. Als aber Karl den Purpur niederlegte und sein Sohn Philipp II. durch Unterdrückung des protestantischen Glaubens und die Einführung der Inquisition die Niederländer aufreizte, und der hartherzige spanische Herzog Alba mit blutigen Waffen die dort wogenden Unruhen dämpfen wollte, da weihte sich Wilhelm, ein zweiter Brutus, der Freiheit des mißhandelten und unglücklichen Volkes, bis durch seine und seiner Brüder und Söhne heldenmüthige Thaten der niederländische Freistaat (1648) ins Leben trat, und führt von seiner Stille den Namen des Verschwiegenen. Wilhelm und Hugo Grotius († 1645), der dieses unsterblichen Prinzen Leben und Heldenthaten in seinen belgischen Annalen beschrieben hat, liegen in der s. g. neuen Kirche zu Delft, wo er 1584 erschossen wurde, begraben, und Triller sagt:

„Mit Recht liegt Grotius dem Wilhelm zu der Seiten,
Sie gleichen beyde sich in ihrem Lebenslauf;
Denn niemand kunte besser streiten,
Und niemand schrieb es besser auf.“

A. H.

Soll die Vorwelt ich enthüllen
Und der Helden Ruhm, von Fern gesandt?
Nimmer! — Seinen Drang zu stillen,
Sehnt mein Herz sich nach dem Vaterland.

Von den Göttern stammten jene
Und Erinnerung war ihre That,
Aber dieser Helden Schöne
Blühte, ihres eignen Geistes Saat.

Aus der eignen Kraft geboren,
Die gewaltgen Meister ihrer Zeit,
Haben sie des Geistes Ruhm erkoren,
Der des Wandels Untergang nicht scheut.

Vaterland! aus ernster Fülle
Sandtest deine Helden du hervor,
Fest, wies Urgebirg, ihr Wille,
Das sich deinem Schoose hebt empor.

Eiferlos und ohne Wanken
Brachten oft Befreiung sie der Welt,
Sie, vor denen Ketten sanken,
Wie sich Nebel vor dem Licht erhellt.

Sie Befreiung, so getragen,
Als die Welt in Romas Fesseln lag,
So im Sieg, den sie geschlagen,
Rächten sie des freien Glaubens Schmach.

Doch den jüngsten will ich nennen,
Der zuletzt hob der Befreiung Schwert,
Will Oraniens Ruhm bekennen,
Wilhelms, der des höchsten Preises werth.

Schweigend, in sich selbst verschlossen,
Hatte die Befreiung er gedacht
Und, aus seinem Geist entsprossen,
Funkelte der Rettungsstern in Nacht.

Einsam hatte er bereitet
Stolzer Unterdrückung Untergang,
Daß Verderben sich verbreitet,
Als gerechten Aufruhrs Fahn er schwang.

Seine Freunde sah er fallen,
Doch er ließ in kalter Heldenbrust
Heftiger sein Blut nicht wallen,
Weil er ihrer Rache Zeit gewußt.

Ihre Zeit hat er beschlossen,
In des Geistes Reife ihre Zeit,
Ist dann flammend aufgeschossen,
Wie die Nacht das Nordlicht überbreit.

Hochgepriesen sei sein Schweigen,
Wie zur That er seinen Entschluß nahm,
Und die Zeiten alle zeigen
Edeler kein Unternehmen an.

Hat ein deutsches Volk gekämpfet
Stark bei ihm auf Leben und auf Tod,
Hat die Tyrannei gedämpfet,
Rühmlich sich befreiet von der Noth.

Hat das Banner hoch getragen,
Das empor er für die Freiheit schwang,
Wie die Väter sich geschlagen,
Als Germanien Romas Macht bezwang.

Auch Oranien ist gefallen,
Doch er fiel, als er sein Werk vollbracht,
Daß er in Walhallas Hallen
In dem Kreis der Helden aufgewacht.

Meuchelmord hat ihn getroffen,
Weil, zu fällen ihn in offner Schlacht,
Nicht der Feind mehr durfte hoffen,
Darum hat er an Verrath gedacht.

Ruhet nun in seiner Stärke,
Leert das Urenhorn bei Odins Mahl;
Und gedenket seiner Werke,
Und Oraniens Ruhm bleibt allzumal.

Crisalin.

Wilhelm von Oranien in Dillenburg.[1]

Zu Dillenburg, im Stammeslande,
Saß Wilhelm einsam auf dem Schloß;
Gedenkend seiner Niederlande,
Sein Herz vor Wehmuth überfloß.
Er floh den muntren Kreis der Zecher,
Und Spiel und Scherzen war er gram;
Ihm schmeckte nicht der Labebecher,
Als er des Landes Noth vernahm.

Und unter einer hohen Linde
In Eichwalds Nähe, stolzbelaubt,
Verweilt er gern, wo kühle Winde
Umsäuselten sein glühend Haupt.

[1] Wilhelm, welcher die heuchlerischen Pläne Philipps II. kannte und Albas verderbenbringende nahe Ankunft in die Niederlande wußte, legte seine Aemter freiwillig nieder und zog sich 1567 nach Dillenburg zurück. Hier, in der selbstgewählten Verbannung, war es, wo die große That der Befreiung der Niederlande vorbereitet wurde, und wo ihn 1568 die Gesandten des unglücklichen Volkes aufforderten, an die Spitze der bedrängten Nation zu treten. A. H.

Und als er, himmelwärts gewendet,
Im Sinnen einst versunken war,
Da naht aus Belgien gesendet
Sich still ihm eine Männerschaar.

„Herr, den das Volk der Niederlande
Als seinen Vater hoch verehrt,
O, bei der Liebe heilgem Bande
Befreie uns von Albas Schwert!
Des Bundes Häupter sind gefallen,
Die Erde ist mit Blut gedüngt:
Nur du kannst retten, du vor Allen,
Wo Alles mit Verzweiflung ringt!“ —

Zu Herzen drangen ihm die Worte,
Und ernst und sprachlos saß er da;
Erhob sich dann von seinem Orte
Und trat dem Trauerboten nah,
Und schüttelt ihm mit Kraft die Hände,
Und blickte betend himmelwärts:
„Daß Gott das Unheil von euch wende,
Und Freude schenke nach dem Schmerz!

Ich komme, um mit euch zu sterben,
Und meine Brüder ziehn voran,
Um euch die Freiheit zu erwerben;
Wir wagen Gut und Leben dran.
Aus unsrem Blute wird erblühen,
Was Alba jetzt zerstört mit Wuth:
Hispaniens Tiger seh ich fliehen,
Euch bleibt der Freiheit heilges Gut!“

„Oranien hoch!“ rief der Gesandte,
„Oranien hoch!“ der Männer Chor,
Und jeder Blick sich betend wandte
Zum hehren Himmelsdom empor.

„Wie hier die Linde hebt die Wipfel,
Wie dort die Eiche, stolzbelaubt,
So hebe zu des Ruhmes Gipfel
Oraniens Stamm sein edles Haupt!“

Jos. Muth.

Die Linde zu Dillenburg.[1]

Seht ihr den Lindenbaum, den alten?
Ein Wächter scheint er vor dem Schloß;
Viel stattliche Gesellen halten
Um ihn herum, ein bunter Troß.
Die Federn wehn im Kuß des Windes,
Am Schwerte liegt die kecke Hand;
Das Auge flammt, die Geusen sind es,
Vertrieben aus dem Vaterland.

Wie eine heiße Zornesflamme,
Das Wort von bärtgen Lippen weht
Zu einem Mann, der an dem Stamme
In stillem, ernsten Sinnen steht:
„O eile dich! erhör das Mahnen
Des armen Volks, das uns gesandt;
Ergreif das Schwert, entroll die Fahnen,
Du kennst des Kampfes Unterpfand!

[1] Unter dieser Linde wurden die niederländischen Gesandten 1568 von Wilhelm dem Stillen empfangen und bewirthet, sie selber aber 1805 als historisches Denkmal auf Befehl Prinz Wilhelms V. von Oranien mit einer neuen Mauer umgeben. — Geusen (von Gueux, Bettler) nannten sich die Glieder der 1565 in den Niederlanden entstandenen Verbindung von Unzufriedenen mit Kirche und Staat. Bei ihrer Entstehung stellte sich Ludwig von Nassau und Heinrich Brederode an ihre Spitze und legten den Grund zu einer Freiheit, die ihnen selbst nie zu gut kommen sollte. Sie trugen aschgraue Kleider, wie Büßer und Bettelmönche, mit hölzernen Messern und Löffeln oder andrem Hausrath der Bettlerzunft an den Hüten, und am Hals den Geusenpfennig mit den Inschriften: „Dem Könige getreu!“ und „Bis zum Bettelsack!“ Nach Oraniens Flüchtung löste sich der Geusenbund auf und viele sahen mit schrecklicher Wahrheit den Namen der Bettler an sich erfüllt, den sie einst so stolz zur Schau trugen. — Dies Gedicht ist Herzog Adolph gewidmet und an ihn geht die Anrede am Schlusse.

A. H.

Schon öffnen sich des Kerkers Pforten
Für Horn und Egmont, doch zum Tod;
Was wir gehöhnt, sind wir geworden,
Wir fühlen jetzt der Bettler Noth.
Die Freiheit ruht in Bann und Ketten,
Das Recht liegt auf dem Blutgericht,
Verlaß dein Schloß! Wer soll uns retten,
Hörst du das Hülferufen nicht?

O höre uns!" — Er hats gehöret,
Das Wort, von zorngem Schmerz entfacht;
Da blieb kein Unrecht ungestöret,
Wo Wilhelm von Oranien wacht.
Ernst blickt er nach dem hohen Schlosse,
Wo seiner Kindheit Wiege stand,
Dann reicht er in dem wilden Trosse
Den kecken Mahnern seine Hand.

„Ich steh bei euch! Ich will erlösen,
So viel mein Arm mit Gott vermag!" —
„Hoch Nassau, hoch!" Den wilden Geusen
Ruft es der Berge Echo nach.
Und höher klangen noch die Töne,
Als erst das ganze Niederland,
Gleichwie ein Thal in Frühlingsschöne,
Im ersten Schmuck der Freiheit stand.

Noch steht der Baum, wo dies geschehen,
Zu Dillenburg auf Bergeshaupt,
Von jedem neuen Frühlingswehen
Aufs Neu gewecket und belaubt.
Wo ist des Schlosses alter Schimmer?
Wo seiner Zinnen Herrlichkeit?
Und nur die Linde grünt noch immer,
Sie ist geweihet und gefeit.

Sie grünt, o Herr, in deinen Landen,
Dein Auge hat sie selbst gesehn!
Ich hab die Deutung wohl verstanden,
Warum sie nie will untergehn:
Sie sagt es freudig, daß dem Rechte
Wenn es in schwerem Kampf sich müht,
Bei Nassaus edelem Geschlechte
Der Rettung ewge Freistatt blüht!

Daß immer noch die Unterdrückten
In ihrer Noth nicht fruchtlos flehn,
Wenn sie zum Herrn des hochbeglückten,
Des reizgeschmückten Landes sehn!
Die Linde grünt! Es schenkt den Zweigen
Der Lenz sein bestes, schönstes Glühn;
Sei mir gegrüßt, du heilig Zeichen,
Mit deinem ächten Hoffnungsgrün! —

J. E. Braun.

Ludwig und Adolph von Nassau oder die Schlacht beim Kloster Heiligerlee.[1]

(24. Mai 1568.)

Kühn, dem eignen Muth vertrauend
Und mit Heldenkraft bewehrt,
Weniger auf Listen bauend,
Als auf sein erpropteS Schwert,
Zog Graf Ludwig aus zum Streite
Für das theure Vaterland,
Und mit tapfrem Kriegsgeleite
Folgt ihm Adolph, kampfgewandt.

[1] Hier fiel Adolph als das erste Opfer aus dem Hause Nassau für die Freiheit der Niederlande. A. H.

„Heute gilt es, zu erwerben
Unsern ersten, schönsten Preis!
Laß uns siegen oder sterben
Auf des Vaterlands Geheiß!
Schwören wirs beim Weltgerichte,
Das der Menschheit Thaten wägt!“
In dem reinen Himmelslichte
Schwuren Beide tiefbewegt.

Einig, wie die Dioskuren,[1]
Gleich an Liebe, gleich an Muth,
Treu dem Eide, den sie schwuren,
Gält es auch ihr Gut und Blut,
Hielten sie im Kampf zusammen,
Und zu gleichem Loos vereint,
Stürzten sie, wie Wetterflammen,
Auf den mordbegiergen Feind.

Dort bei Heiligerlee trafen
Sie des Feindes kräftge Wehr,
Aremberg, den tapfren Grafen,
Mit dem wilden Glaubensheer.
Es erscholl der Ruf der Schlachten;
Losung dort: Hispania!
Des Geschützes Donner krachten;
Losung hier: Batavia!

Adolph sieht den Gegner kommen,
Und wie Brutus auf Tarquin,
Stürmt er, zu der Freiheit Frommen,
Rasch, mit Blitzesschlag, auf ihn.

[1] Dioskuren, Söhne des Zeus, hießen bei den Alten die Zwillinge Kastor und Pollux, welche, jener als Rossebändiger, dieser als Faustkämpfer berühmt, von den Griechen als mächtige Helden (Heroen) und Vorsteher der Turnkunst verehrt wurden. Pollux erlangte von Jupiter die gemeinschaftliche Vergötterung für sich und seinen Bruder. Beide waren mit dem Heldenzuge der Argonauten aus Griechenland nach Kolchis am schwarzen Meere gezogen, um das s. g. goldne Vließ zu erbeuten. Unter die Gestirne versetzt, dachte man sie sich unter dem Zeichen der Zwillinge im Thierkreise und ehrte sie als Schutzsterne der Seefahrer. A. H.

Wie die Schwerter klirrend hallen,
Wie die Wuth die Kräfte schwellt!
Und im heißen Kampfe fallen
Beide auf dem Leichenfeld.

Ludwig rächt des Bruders Manen,[1]
Und dem heilgen Schwure treu,
Sich den Weg zum Sieg zu bahnen,
Tobt er, wie ein grimmer Leu.
Und wie wild empörte Fluthen,
Folgt ihm seine Racheschaar,
Und die Hekatomben bluten
An der Freiheit Hochaltar.

Sieg! erscholls auf blutgem Felde:
Siegsruhm dir, Oranien!
Daß es Klio's Griffel melde:
Schande, Fluch dir, Spanien!
Adolph, du mit deinem Blute
Hast gedüngt der Freiheit Saat.
Preis und Ruhm dem kühnen Muthe,
Palmen deiner Heldenthat!

Jos. Muth.

Johann VI. oder der Aeltere von Nassau.

„Wer da stirbt, eh er stirbt,
Der stirbt nit, wann er stirbt!"
Joh. VI. Wahlwort.

Wie ein Stern von erstem Rang,
Der vom Abendhimmel blicket
Und auf später Wandrer Gang
Seine milden Strahlen schicket,

[1] Manen wird der Geist der Verstorbenen genannt, Hekatomben, ein feierliches Opfer von hundert Stieren und Klio die Muse der Geschichte. A. H.

Tritt Johannes auf im Lichte
Vor der Muse der Geschichte,
Die mich liebend an der Hand
Führt durchs theure Vaterland.

Ha, vor meinem Auge schwebt
Ein gar herrliches Jahrhundert:
Nassaus Ruhm, wie er sich hebt,
Hochgesegnet und bewundert!
Große Namen preist die Leier,
Volksbeglücker, Volksbefreier:
Unvergeßlich, ewig jung,
Feit sie die Erinnerung.

Helden, die der Lorbeer schmückt,
Für die Freiheit im Gefechte,
Herrscher, die es hoch entzückt,
Zu begründen Menschenrechte,
Nassau und Oranien glänzen,
Reich die Stirne voll von Kränzen,
Die ein Volk, fast unterjocht,
Frei und dankbar ihnen flocht.

Auch Johannes[1] theilt den Ruhm,
Welchen in den Niederlanden,
Kämpfend für ein Heiligthum,
Seine edlen Brüder fanden:

[1] Joh. VI., geb. 1536, reg. 1559 u. gest. 1606, Wilhelms I., Ludwigs Adolphs und Heinrichs Bruder, ein Stern erster Größe des nassauischen Hauses, genannt der Vater des Vaterlandes, brachte durch zweimalige Truppenrüstung der Freiheit der Niederlande ein Opfer von beinahe einer Million Gulden. Er verpfändete selbst einen Theil seines Gebietes und veräußerte alle Kleinodien seines Hausrathes in edler Uneigennützigkeit zum Kampf für das bedrohte Recht des niederländischen Volkes. Auf der Burg Ginsberg, einst der Stätte des geheimnißvollen Vehmgerichts, versammelten sich 1568 die Führer des ersten Zuges, und so ward diese Burg nun der Sammelplatz der Kämpfer für die Freiheit gegen Willkürherrschaft und die blutige Inquisition, während sie später in ihren Trümmern den Mittelpunkt des Idyllenlebens des gemüthlichen Schwärmers Heinrich Jung, gen. Stilling († 1817), bildete. — Vogels Nass. Taschenbuch für 1832 enthält eine Lebensbeschreibung dieses vortrefflichen Regenten.

Würdig lenkte er das Steuer
Dort, entbrannt von edlem Feuer,
  Führte Streiter kühn zum Sieg,
  Half am großen Freiheitskrieg.

Doch vor Allem sah das Land
  Seiner Väter hoch ihn glänzen,
Und es krönte da die Hand
  Der Geschichte ihn mit Kränzen,
Wie sie Fürsten nicht erblühen,
Deren Herzen heiß nicht glühen,
  Wie der Sonne goldner Schein,
  Ihres Volkes Glück zu sein.

Düster stand vor seinem Blick
  Manch ein Unbild alter Tage;
Doch er wog es mit Geschick
  Auf des neuen Geistes Wage,
Und es mußte bald entweichen
Vor des nenen Tages Zeichen,
  Was zu leicht sein Prüfen fand,
  Das den Schlag der Zeit verstand.

Jener Alp, der lang die Kraft
  Allen Völkerlebens hemmte,
Und sich als Leibeigenschaft[1]
  Seinem Strom entgegen stemmte,
Wars zuerst, was der Beherzte
Aus bei seinem Volke merzte,
  Welchen Widerstand er auch
  Fand bei manchem Edelgauch.

[1] Auch die damit verwandten Hubengerichte hob er auf, die der Willkür einzelner Adeligen und Klöster freien Spielraum ließen und den allgemeinen Regirungsmaßregeln hinderlich waren.

Handwerk und Gewerbe hob
  Durch die Gründung er von Märkten
Und durch seiner Worte Lob,
  Die den Zagenden bestärkten.
Er entlastete die Bürger
Jeden Druckes, der, ein Würger,
  In den Städten, auf dem Land
  Allem Blühn entgegen stand.

Neue Straßen ließ er baun,
  Alte im Bestehn erhalten:
Ha, wie lustsam anzuschaun
  Dies Verkehren, dieses Walten!
Brücken wölben stolz die Bogen
Ob des Stromes dunklen Wogen,
  Und es trägt auf glatter Bahn
  Schiffe nun die wilde Lahn.[1]

Nicht mehr ließ man das Geschlecht
  Und sein Wohl vertraut Bereitern,
Oder Kellern, die das Recht
  Sonst entschieden unter Streitern;
Nein, man sah nun vor Gerichten
Nach Gesetzen Händel schlichten,
  Wo die Willkür, ganz nach Fug,
  Wächsern einst die Nase trug.[2]

Auf den Kanzeleien war
  Da kein Müßiger zu sehen;
Auch sah spät man nimmerdar
  Zum Beruf die Diener gehen.

[1] Er ließ 1594 durch den Niederländer H. Wessel das Lahnbett untersuchen, verbessern und Schiffe bauen, welche die drei- und vierfache Last der früheren trugen.

[2] Während ehedem und in den nachbarlichen Grafschaften noch damals Keller und Bereiter die gewichtigsten Personen der Regierung waren, hatte Johann gelehrte Juristen und erprobte Geschäftsmänner zu seinen Räthen. Arbeiten war seine Lust, er wohnte den Sitzungen seiner Beamten bei, wovon Stimmen seiner Zeit und Concepte seiner Hand in den Akten ein schönes Zeugniß abgeben.

Fleiß und Ordnung mußten gelten,
Und Johannes fehlte selten,
Wenn man Recht und Urthel sprach —
Herrscher nicht dem Namen nach!

Er erschien an Ort und Statt,
Nichts ist je ihm fremd geblieben;
Und bezeugte es kein Blatt,
Das er eigner Hand geschrieben,
O, so zeigte, wie ein Spiegel,
Uns, als seiner Größe Siegel,
Jene Ordnung, die er schuf,
Seines Herrscheramts Beruf!

Doch ein andres Denkmal noch
Gibt von ihm uns ruhmvoll Kunde,
Hassend aller Knechtschaft Joch,
Mit dem Dunkel nicht im Bunde:
Volkesbildung ist der Namen
Dieses Denkmals, dessen Samen
Bis auf unsrer Tage Flug
Edle, schöne Früchte trug!

Stolz, durch sein Bemühn geschafft,
Blühte Herborns hohe Schule;[1]
Jedes Zweiges Wissenschaft
Grünte dort auf einem Stuhle.
Lehrer von dem höchsten Rufe
Hoben sie auf eine Stufe,
Daß man bald sie, fern und nah,
Wissensdurst begrüßen sah.

Und die Bildung, die sich goß
Her von jenem lichten Borne,
Labte Nassaus Gaun und floß
Nicht auf Oeden, unter Dorne:

[1] Sie führte von ihm als ihrem Gründer den Namen Johannea.

Nein, das Volk auch trank mit Gierde
Aus dem Becher solcher Zierde,
Und des neuen Geistes Hauch
Wehte ihm in Schulen [1] auch.

Selbst dem Glauben, der sein Licht
Ihm aufs Wiegenbett gegossen,
Huldigte er blindlings nicht,
Sondern wirkte unverdrossen,
Vorurtheil und Aberglauben
Jeder Wurzel zu berauben,
Und für wahre Sittlichkeit
Zu entflammen seine Zeit. [2]

Hochmuth sah man nie den Schwung
Seines edlen Geistes trüben,
Und bestrebet, Mäßigung
An dem eignen Selbst zu üben,
Starb der Demuth treu ergeben
Er, bevor er starb dem Leben,
Und darum verstarb er nicht,
Als erlosch sein Augenlicht! —

Doch was soll ich alles Lob,
Das ihn zieret, aus hier kramen,
Das sein Volk, das ihn erhob,
Faßt in einen einzgen Namen?

[1] Johann ist auch der Schöpfer des nassauischen Volksschulwesens. Seit 1588 entstanden die Kirchspiels-, auch einzelne Dorf- und Mädchenschulen.

[2] Zur Läuterung und Hebung des Volkes trug die von ihm angeordnete jährliche Kirchenvisitation und der volksthümliche, erneute geschworene Montag sehr viel bei. Die erstere hielt der oberste Geistliche und ein weltlicher Rath, der letztere fand statt am Montag nach Bartholomäus an allen Gerichtssitzen vor dem ganzen versammelten Volk, um grobe Sünden, öffentliche Laster, ruchbare Aergernisse, sträflichen Aberglauben und überhaupt Verbrechen zu ahnden, für welche die bürgerliche Gesetzgebung keine Bestimmungen enthielt.

Vater seines Vaterlandes
Hieß im Mund er jeden Standes,
Und noch heute, hehr und mild,
Steht er da als Musterbild!

Ludwig und Heinrich von Nassau oder die Schlacht auf der Mooker Haide.[1]

(14. April 1574.)

„Durchkreuzen müssen wir des Feindes Plan,
Und glorreich siegen, oder rühmlich fallen.
Kann nichts ihn hemmen auf der Siegesbahn,
Soll meine Seele zu den Schatten wallen!
Und wie Leonidas, der Sparterheld,
Und die Dreihundert in den Thermopylen,
Wie Decius und wie die Fabier fielen,
So will ich sterben hier auf blutgem Feld!"

So Ludewig zu Heinrich. Dieser drückt
Mit brüderlichem Druck des Bruders Rechte:
„Bei Adolphs Geist, der auf uns niederblickt!
Wir siegen, oder fallen im Gefechte.
Entfernen wir des Feindes Tigerwuth
Nur eine Zeit von Leyden, dem bedrängten,
Dem von der Gegner wilden Fluth beengten;
Dann fließet nicht vergebens unser Blut!"

Und d'Avila, der Spanier, stürmt heran,
Ein Blitz, entfliegt das scharfe Schwert der Scheide,
Und trunken ist sein Heer vom Siegeswahn,
Der Kampf entbrennet auf der Mooker Haide.

[1] Bei tiefem Schnee führte Johann VI. im Januar 1754 eine neugeworbene Truppenschaar, den zweiten Zug, selber nach den Niederlanden, wo nach einigen Monden die hier besungene Schlacht seine Brüder Heinrich und Ludwig in der Blüthe ihres Lebens hinraffte. A. H.

Es prallt an Ludwigs fester Schaar zurück
Des Feindes Sturm. Vorwärts die Helden dringen;
Es scheint der Sieg den Braven zu gelingen,
Als plötzlich sich umwölket Ludwigs Blick.

Verwundet sinkt er von dem Roß herab,
Das selbst sich bäumt, vom Todesblei getroffen.
Zu frühe reißt das Schicksal ihn ins Grab,
Und sein Gefolge steht verwirrt, betroffen.
Doch Heinrich stürmt in namenlosem Schmerz
Zum Todeskampf ins wildeste Getümmel.
Die Erde dröhnt, verfinstert ist der Himmel,
Ans Vaterland nur denkt sein großes Herz.

Auch ihn erfaßt des Schicksals rauhe Hand:
Sein Leichnam blutet unter Rosses Hufen.
Um seine Helden seufzt das Vaterland,
Zu seinem Heile schienen sie berufen.
Auf Wilhelm ruht sein Hoffen jetzt allein,
Und Wilhelm lebet, Hollands Schmerz zu rächen;
Er schwur, bis seine Augen sterbend brächen,
Der Rettung Hollands Gut und Blut zu weihn.

Was glänzet dort, wie sanftes Mondenlicht,
Auf jener Haide, gleich zwei blassen Flammen?
Sie halten sich bis zu dem Sonnenlicht
Auf jenen Todtenhügeln traut zusammen!
Der Helden Geister sinds; um Mitternacht
Umschweben sie mit leisem Wehn die Grüfte,
So oft der Lenz ausgießt die Blumendüfte,
Bis ihrem Land der Freiheit Sonne lacht!

Jos. Muth.

Die Utrechter Union und Wilhelm von Oranien.[1]

(23. Januar 1579.)

„Wenn die Herzen freudig schlagen
Für das liebe Vaterland,
Wenn in sturmbewegten Tagen
Sie umschlingt der Treue Band,
Schönres sah noch nie die Sonne
Auf der Erde großem Rund,
Und des Lebens höchste Wonne,
Freiheit, sproßt aus diesem Bund!"

So spricht Wilhelm zu den Staaten
Die in Utrecht treu vereint
Ihres Landes Wohl berathen
Gegen Philipp, ihren Feind.
Ein Gedanke lebt in Allen,
Ein Gefühl durchglüht die Brust,
Und im frohen Herzen wallen
Freiheitssinn und Kampfeslust.

„Eintracht gibt uns Kraft und Stärke,
Eintracht macht das Kleine groß;
Segen schafft sie unsrem Werke,
Reißt uns vom Tyrannen los.
Freiheit unsrem Vaterlande!
Nur in ihr blüht Lebensglück.
Die vereinten Niederlande
Kehren nie zum Joch zurück!"

[1] Als sich die Verbündung (Union) von Gent aufgelöst hatte, nachdem die 10 südlichen oder belgischen Provinzen der Niederlande durch die Rückkehr unter die spanische Oberherrschaft abtrünnig geworden waren, war es eigentlich Johann VI, welcher die 7 nördlichen oder holländischen unter einem neuen Bunde vereinigte, die man die Generalstaaten nannte. Er bekleidete damals (1577—1580) die Statthalterwürde von Geldern, welche er dann freiwillig niederlegte, um sich ganz der Sorge für seine Erbländer zu widmen. Dennoch konnte er sich der Theilnahme an dem Freiheitskampfe der Niederländer nicht ganz entschlagen und erschien 1593 dort wieder auf dem Schauplatze des Krieges. A. H.

Was in Utrecht sie beschworen,
Halten Alle, treu zum Tod.
Aus der Eintracht wird geboren,
Was sie rettet aus der Noth.
Wie die Sonnenstrahlen flammen,
Engvereint zu einer Gluth,
Wirket Herz mit Herz zusammen,
Mächtig flammt der Heldenmuth.

Wilhelm ist des Bundes Seele,
Wilhelms Wille lenket ihn.
Was sein Geist beschließ und wähle,
Sie vertrauen fest auf ihn.
Und durch Sturm und wilde Wogen
Steuert er mit fester Hand:
Sterne winken, die nie trogen,
Freiheit, Ehre, Vaterland!

Jos. Muth.

Prinz Moriz von Oranien.

(† 1625.)

Herrlich klingt Oraniens Namen
Aus der Vorzeit Heldenhallen:
Heil den Edlen, die gefallen,
Denn ihr Blut war Freiheitssamen!

Schöner Tod, den sie gestorben,
Um vor Kerker und vor Ketten
Solch ein Himmelskind zu retten,
Das sie liebeheiß geworben!

Hörst du ihre Geister rauschen
  Auf dem blutgen Schlachtenfelde?
  Und erstaunet Maas und Schelde
Auf ihr ernstes Mahnen lauschen?

Vorwärts, Moriz! sie zu sühnen,
  Gegen Spanien auf zum Kriege!
  Rache führet dich zum Siege,
Dich den Tapfren, dich den Kühnen!

Und er kommt, er sieht und sieget,
  Und die stolzen Feinde weichen:
  Lustsam wehn die Siegeszeichen
Und die Tyrannei erlieget.

Ha, wies dort von Blitzen sprühte,
  Und der Schlachtendonner dröhnte,
  Wo die Knechtschaft endend stöhnte,
Und die Freiheit stolz erblühte!

Herrlich lohten ihre Funken,
  Und es schwieg des Druckes Winseln
  Ströme rauschten, Meer und Inseln
Dankesfreudig, freiheitstrunken.

Siegesjauchzen scholl, wie Wetter,
  Brausend durch die Niederlande,
  Und es klang von Strand zu Strande
Heil und Jubelruf dem Retter.

Und Oraniens Geister rauschten
  Freudig auf dem Siegesfelde;
  Höher wogten Maas und Schelde,
Als sie den Triumph belauschten.

Feiernd priesen ihn Gedichte,
Von des Lorbeers Grün umschlungen,
Und sein Ruhm tönt unverklungen
Auf der Harfe der Geschichte.

Ja, es klingen solche Namen
Herrlich aus der Vorzeit Hallen:
Heil den Edlen, die gefallen,
Denn ihr Blut ist Freiheitssamen!

Friedrich Heinrich von Oranien.

(† 1647.)

Wornach dein Vater kühnes Muths gerungen,
Bis Philipp seinen Mörder ihm gedungen;
Um was, gekrönet mit des Lorbeers Zier,
Dein Bruder Moriz kämpft in heißen Schlachten,
Nach diesem Ziele ging dein edles Trachten:
Triumph, du Held! Die Palme winket dir!

Am Ziele glänzt, nie welkend eine Krone,
Geflochten dem Verdienste, dir zum Lohne;
Victoria! Das Vaterland ist frei!
Die Eintracht, die in Utrecht ward beschworen,
Sie hat dem Land ein Himmelskind geboren;
Der Friede jauchzt: Das Vaterland ist frei!

Dein höchster Wunsch, er ist erfüllet: Frieden
Und Freiheit! Schönres blühet nicht hienieden;
Du stirbst im Sieg: Walhalla wartet dein!
Die Deinen kommen jubelnd dir entgegen;
Auf Holland strömt der Himmel seinen Segen:
Kann glücklicher ein Loos, als deines, sein?

Jos. Muth.

Der Graf von Nassau und der Kriegshauptmann Rollshausen aus Friedelshausen.

(1562.)

Es lag der Graf von Nassau gefährlich einmal krank;
Es nützte ihm kein Pulver, es frommte ihm kein Trank.
Da kam ihm der Gedanke, daß nur ein Roggenbrei,
Wie einst er ihn genossen im Feld, ihm heilsam sei.

Den hatte ihm Rollshausen, der wackere Obrist,
Bereitet in dem Kriege gen Frankreich Macht und List;
Und der wird nun gerufen und fertigt das Gericht,
Allein es will dem Grafen die Speise munden nicht.

Dies nahm denn sehr ihn Wunder, der Hauptmann aber sprach:
„Ja, laßt vorerst uns hungern, wie damals, vierzehn Tag:
Dann will ich mit euch wetten, was gilt es? ein Gemüß
Herr Graf! von bittren Bohnen, es schmecket zuckersüß!"

Marschlied der oranischen Freiwilligen.

(1814.)

Horcht, horcht, Oranier! es schallt
Das Horn, die Fahne weht:
Von Norden und von Süden wallt
Das Völkerheer, o seht!
Es stürmt hinab zum Vater Rhein,
Schnell auf, Oranier, hinterdrein,
Zu theilen Kampf und Ehr!

Noch zischt der Schlange grimmig Haupt
Und sprühet Gift umher,
Nicht ganz ist ihr die Kraft geraubt,
Die euch auch drückte schwer:
So zieht das Schwert, kämpft ritterlich,
Bis daß das Ungeheuer sich
Im eignen Blute wälzt!

Wir folgen freudig dem Gebot
Und Deutschlands Rettern nach.
Ihr Wahlspruch war: Sieg oder Tod!
Bis daß der Feind erlag.
Doch uns auch fehlt es nicht an Muth,
Das Herz ist deutsch, der Wille gut:
So wird, so muß es gehn!

Nicht länger rasten wir daheim,
Es schwören Herz und Mund,
Dem großen Werke sich zu weihn,
Dem großen Rachebund.
Wir greifen muthig zum Gewehr,
Kein Opfer ist zu groß und schwer,
Das nicht gern Jeder bringt.

Und wenn gleich unser fühlend Herz
Manch süßer Wunsch erfüllt,
Aus lieben Augen voller Schmerz
Die Trennungszähre quillt;
Doch wankt nicht Wille und Entschluß,
Noch einen Blick, noch einen Kuß,
Und dann fort in das Feld!

Oranier, gedenkt der Pflicht,
Seid eures Fürsten werth!
Heil dem, der ungeheißen ficht
Für Kind und Weib und Herd!

Am Rebenhügel rauscht die Fluth,
Der Lorbeer grünt, auf, auf voll Muth,
Wir brechen jenseit ihn!

* * *

Der Jungfernraub.

(1467.)

„Ja, knurre nur, du alter Bart!
Das Jungferlein, so hold und zart,
Wird dennoch dir entführet,
Dir, den kein Bitten rühret!

Sieh nur! auf meinem stolzen Roß
Winkt sie dir schon hinauf zum Schloß
Des Lebewohles Grüße,
Und mein ist nun die Süße!

Doch rasch, Genossen! rasch voran,
Bevor der Alte merkt den Plan!“
So spricht und scherzet bitter
Holzapfels kühner Ritter.

Gen Vetzberg gings in raschem Trab
Von Dillenburg bergauf und ab;
Doch selten für den Thäter
Schläft lange der Verräther.

Kaum hat der Graf[1] die That gehört,
So schwingt er sich aufs Roß empört
Und fliegt im Sturm von dannen
Mit seinen treuen Mannen.

[1] Graf Johann IV. von Nassau-Dillenburg († 1475.) Die Burg Vetzberg, ehemals nassauisches Besitzthum, liegt bei Gießen.

Und unterwegs in raschem Lauf
Ruft er das Volk der Dörfer auf,
Daß sie zu ihm sich schlagen,
Den Räubern nachzujagen.

An Vetzbergs Fuße holt zuletzt
Er die Verhaßten ein, und jetzt
Sieht man vor seinen Zinnen
Sich heiß den Kampf entspinnen.

Das Mägdlein hebt zu Gott mit Schmerz
Für den geliebten Mann das Herz
Daß ihm den Sieg er schenke
Und seine Waffen lenke.

Doch fruchtlos war der Ritter Muth,
Vergeblich floß ihr tapfres Blut;
Es muß ihr Häuflein weichen
Vom Feld, bedeckt mit Leichen.

Den Grafen aber krönt das Glück,
Er führt die Jungfrau kalt zurück
Und läßt in Klostermauern
Das Leben sie vertrauern.

Der Hunnen- oder Hennstein.[1]

1.

Ein Herbsttag wars, schon dunkelte die Nacht,
Mein Freund und ich, wir schritten auf die Jagd,

[1] Die Hünen (Hühnen — Hünnen) und die Hunnen treten uns auch in der Sagengeschichte Nassaus mehrmals entgegen. Jene waren Riesen des nordischen Alterthums, diese ein wildes Volk aus Asien, das 450 unter seinem König Attila, genannt Geisel Gottes, auch Deutschland mit seinen Streifzügen heimsuchte. So erinnert uns unter Anderm hier an dieselben der Hunnenstein, der jetzt ge-

Um einem schönen Spießbock aufzulauern.
„Stell dich,“ so sprach er, „hinter diesen Baum,
Du hast alsdann vor dir den freiern Raum,
Ich will mich hinter jene Steinwand kauern!“

Still stand ich nun und hielt den Athem an,
Vor mir lag mondbeglänzt ein lichter Plan,
Wo schlafbefangen niedres Strauchwerk wankte,
Und, in des Platzes Mitte mocht es sein,
Aufthürmte dort sich hoch ein Felsgestein,
Drauf Farrenkraut im leisen Luftzug schwankte.

Und ringsherum zog sich, schon im Verfall,
Dreifach, so schien es mir, ein hoher Wall,
Deß Trümmer vielfach in den Gräben lagen.
Still Alles. — Durch die Wolkenwogen schwamm
Der Mond, ein goldner Kahn; an einen Stamm
Lehnt ich das Haupt und dacht verklungner Sagen.

Da plötzlich schoß es aus dem Felsen auf —
Ein Riesenthurm! Vom Grundstein bis zum Knauf
Stand prächtig er vor den erstaunten Blicken.
Ein zweiter Thurm noch! Ha, was muß ich sehn?
Ein ganzes Schloß! — Hoch von den Zinnen wehn
Die Fahnen, Grüße mir herabzunicken.

Doch leblos wars, die Fensternischen leer,
Kein Ritter und kein Fräulein rings umher,

wöhnlich Heunstein heißt; so am Fuße des Altkönigs der Hunnen- oder Hühnerkopf, wo noch Befestigungen von Wallgräben sichtbar sind; so das öde Feld umher, welches man die Hunnengräber nennt, und so die über Königstein nach Camberg führende Heerstraße, die im Munde des Volkes am Besten unter dem Namen der Hunnen- oder Hühnerstraße bekannt ist. — Die magere Geschichtsforschung denkt bei jenem Hunnenkopf freilich lieber an die Birk- und Haselhühner, welche den gebüschigen Hügel bewohnen, an dessen Fuß der hohe Haupt- oder Kaperstein aufragt, den die Sage (Vergl. Bd. 1, S. 68) von einer Henne und ihren Küchlein bewohnt sein läßt. A. H.

Selbst keines alten Kriegers bleicher Schemen.
Kein Rossewiehern tönte aus dem Stall,
Kein Hundgebell und kein Trompetenschall
Ließ auf dem weiten Hofraum sich vernehmen.

Da in den Angeln knarrt das gothsche Thor,
Ein hohes Weib schwebt aus den Hallen vor,
Umwallet von der Weiße eines Schleiers:
Von schwarzem Sammt ein faltiges Gewand,
Goldringe schmücken Armgelenk und Hand,
Vom Haupte nickt die Feder eines Reihers.

Es graute mir. In majestätscher Ruh
Kam sie gemeßnen Schrittes auf mich zu
Und that durch Winke kund mir, daß ich bleibe.
Sie schlug den Schleier weg: solch Angesicht,
So elfenschön [1], hab ich im Leben nicht
Und nicht im Bild gesehn bei einem Weibe!

Mit welchem Blick hat sie mich angeschaut!
Dies Aug, in dem ein ganzer Himmel blaut,
Und diese sanften, schmerzbewegten Mienen!
Sie schritt voran, ich folgte willenlos
Tief in des Waldes stillgeheimen Schoos,
Der träumend lag, vom bleichen Mond beschienen.

Und eine Lilie leuchtete von Fern,
Wie durch die blaue Nacht ein heller Stern

[1] Die Elfen (Alfen) sind nach der nordischen und altdeutschen Götterlehre die Elementargeister oder Schutzgeister der Naturkräfte. (Vergl. Bd. 1 S. 105, Anmerk.) Es gibt Licht- und Finsternißelfen. Diese sind grau und häßlich und es bildete sich daraus der Glaube an die Berggeister (Gnomen); jene aber sind die schönsten und liebenswürdigsten Wesen, und elfenschön drückt daher einen hohen Grad von Schönheit aus. Sie lieben den Mondschein und tanzen in hellen Nächten auf Bergen und in Wäldern, auf Wiesen und Feldern und an Seen und Flüssen ihren Reigen. A. H.

Läßt seine Strahlen auf die Erde fallen.
Von reinem Silber waren Kelch und Stiel,
Und jedes Baumblatt, drauf ein Strahl nur fiel,
Das funkelte, wie Tausend von Krystallen.

Ein Blatt nur war vom Roste angenagt. —
Sie sah die Lilie an, ihr Auge fragt
Mich schmerzvoll was, doch kann ich mirs nicht deuten.
Sollt ich sie brechen, oder wars ein Wort,
Das hier ich sprechen sollt am günstgen Ort,
Um beide ihres Zaubers zu entkleiden?

Ich wußt es nicht. Da stand sie zitternd, bleich,
Ich sah sie an, es raschelt im Gezweig,
Und laut Gebell erschallt von meinen Hunden.
Ich greifs Gewehr, der Hahn ist rasch gespannt;
Doch eh ich noch die Kugel losgebrannt,
Ist Hirsch und Weib und Lilie verschwunden.

Ich schritt zurück. Im blassen Mondenschein
Lag auf dem lichtren Raum das Felsgestein,
Im Strauchwerk hörte ich des Nachtwinds Wehen.
Da kam mein Freund, er fluchte in den Bart,
Das ist des mißvergnügten Waidmanns Art:
„Komm," sprach er, „komm, wir wollen heimwärts gehen!"

2.

Und als wir heimwärts nun mitsammen gehn,
Erzählt ich Alles ihm, was ich gesehn,
Und that ihm auch das Kleinste nicht verhehlen.
Da strich er aus dem Antlitz sich das Haar
Und sprach: „So wär die Sage dennoch wahr?
Doch horch, mein Freund, ich will sie dir erzählen!

Wo das Gestein liegt, stand vor alter Zeit
Ein prächtig Schloß. Mit wilder Grausamkeit
Herrschte ein grauser Hunnenkönig drinnen.
Nie sah das Feuer er auf seinem Herd,
Er zog hinaus mit Spieß und scharfem Schwert,
Im Schlachtenspiel sich Länder zu gewinnen.

Und eines Nachbars wunderholde Braut
Läßt zum Altar er schleifen; angetraut
Wird sie dem Wüthrich, den sie tief verachtet.
Und zog er aus mit seinem Dienertroß,
Dann weinte sie in dem verlaßnen Schloß,
Von Schmerzen und von Kümmerniß umnachtet.

Und eine Lilie gab der König ihr,
Von Silber war sie, eine wahre Zier,
Die schönste wars in seinem reichen Garten,
Und sprach: „Auf diese Blume habe Acht!
Daß sie nicht roste, mußt du Tag und Nacht
Mit aller deiner Sorge ihrer warten!"

Und immer war sie fleckenlos und hell,
Wie aus dem schwarzen Fels ein Silberquell,
So lachte sie dem König stets entgegen.
Doch als einmal ihr alter Buhle sich
In Dienertracht zu der Geliebten schlich,
Vergaß sie, ihrer Lilie zu pflegen.

Sie liegt so selig ja an seiner Brust,
Sie darf ihn küssen! — Sollt in solcher Lust
Ein Mädchen eine Lilie nicht vergessen?
Doch kehrt der König heim vom Kriegeszug,
Und als er nach der Silberlilie frug,
Da war ein Blatt vom Roste angefressen.

Da faßt den mördrischen Tyrann die Wuth,
Er greift sein Schwert, die Wände sehn ihr Blut
Aus ihres Busens Lilienhügeln springen,
Schleift sie im Saal herum am blonden Haar,
Peitscht sie und tritt mit Füßen sie sogar:
„Wohl weiß ich noch das Racheschwert zu schwingen!

Und nimmer sollst du rasten, nimmer ruhn
Und jährlich sollst an diesem Tag du nun
Aus deinem fluchbeladnen Sarge steigen,
Und warten dann als Geist bei deinem Grab,
Ob Irgendwer die Lilie bricht ab
Und sie dir schenkt als seiner Liebe Zeichen!"

Nun schweift die Arme jährlich in der Nacht,
Wo sie der wilde Mörder umgebracht,
In dieses Waldes dichtverwachsnen Schauern,
Ob sich vielleicht nicht Irgendeiner zeigt,
Die Lilie ihr in glühnder Liebe reicht
Und sie erlöst von ihrem ewgen Trauern!"

W. Keim.

Von den sechs Helden.

Da kamen der Helden sechs an Zahl
Vom Nordenland geschritten,
Vielkühne Recken, die's zumal
Bei den Gleichen nimmer gelitten:
Einen Stärkern wollten sie suchen.

Sie schritten hinab zum Südenland,
Sie kamen zum grünen Rheine,
Zum Rhein, wo bald ihr Dürsten fand
Ein Faß vom kühlen Weine:
Die Südsonn machte sie dürsten.

Der mundete gut, der fremde Trank;
Es tranken die Recken behende,
Bis jeder mit Wundren zu Boden sank,
All Wehren war hier am Ende:
Sie hatten den Stärkern gefunden.

Nun wollten sie bleiben beim starken Hort,
Im Streiten sich oft zu ergehen,
Doch die Südsonn brannte sie balde fort,
Hinauf zu den kühligen Höhen —
Hinauf zu dem Westerwalde.

Sie trugen mit sich vom edlen Wein
Der Fässer gar groß und viele,
Und gruben sich in das Waldgestein
Einen Keller, gar tief und kühle,
Hoch auf dem Westerwalde.

O Kampf voll Lust in des Kellers Schacht
Mit dem starken Hort vom Rheine,
O Kampf ohn Rast, bis in heißer Schlacht
Einst erstarrten der Helden Gebeine,
Und sie fielen zum Tode abe! —

Nun schlafen die Recken vom Nordenmeer
Dort tief in des Kellers Hallen,
Und schreitet man oben drüber her,
So hört man es dumpf erschallen,
Und es duftet von edlem Weine.

Und als gekommen die neue Zeit,
Als neue Geschlechter sich fanden,
Da ist dem Heldengrabe zur Seit
Ein Dörflein alsbald entstanden,
Und das heißt annoch Sechshelden.

C. Calaminus.

Jungfrauenordnung auf dem Schlosse zu Driedorf.[1]

(Die Jungfrau spricht.)

Seyt still, hört zu, vernemt mich ebn,
Ich will euch zu erkennen gebn,
Welchs sey der Schloß-Jungfrawen Recht,
Dem vnderworffen Herr und Knecht
Allhier zu Driedorff, in dem Saal,
Auch sonst in dem Schloß vberall:
Ich bin ein Jungfraw tugendsam,
Den Lastern bin ich feind und gram,
Drumb wer mich nicht zur Straf will tragn,
Der soll nachfolgend Stück nicht wagn:

Erstlich, welcher leichtfertig schwert,
Und Gottes Namen vervnehrt,
Die Element und Sacrament
Mißbraucht und Christi Leiden schendt,
Der bey seiner Seelen thut schwern,
Kan sich der Jungfraw nicht erwehrn,
Auch ferner Straf nicht würd entgehn,
Sondern ein Album oder zween
In Büchs erlegen soll alsbald,
Oder mehr nach Verbrechens Gstalt:
Doch soll er darumb nicht gedenken,
Als wann ihm Gott die Straf würd schenken,
Und daß die Sünd damit gebüßt,
Weil er die Jungfraw hat gegrüßt:
Ein höher Straf den (denen) ist bereit,
Die lästern Gottes Herrlichkeit.

Darnach wer an hohen Festtagn
Die Kirch versäumt, dem thu ich sagn,

[1] Fällt zwischen 1500—1600 und steht in den Dillenburgischen Intelligenznachrichten von 1777.

Daß jhm anhang die Jungfraw fein,
Ein Album soll er legen ein.
Wer auf Sonn- und Bettag dergleichn
Freflich der Predigt wird entweichn,
Der wird mit der Jungfraw verehrt,
Vier Pfenning der Büchs ist bescheert:
Wer die Wochen Predig veracht,
Der hat sich um zween Pfenning bracht.

Ferner wer nicht zu rechter Zeit
Zum Essen sich hette bereit,
Sonder zu Tisch wolt erst kommen,
Wann die Sitz schon ingenommen,
Der wird die Jungfraw müßen habn,
Mit zween Pfenning die Büchs begabn.

Es soll keiner sich gewehnen,
Daß er Meßer wolt entlehnen,
Oder eim andern eins leihen,
Die Jungfraw wirds keim verzeihen,
Der (deren) jedem nimmt zween Pfenning ab.

Noch mehr in (ihnen) anzuzeigen hab:
Wer über Tisch ein Grobian
Vnd ein vnflätiger Bran
Mit Reden, Rülzen, ander Weiß,
Wer auch verschütt Speiß oder Tranck,
Verdient bey der Jungfraw kein Danck,
Die Gläser und Krausen brechen,
Thut jedes mit zween Pfenning rechen.
Die aber sich also vollsaufn,
Daß sie wohl möchten überlaufn,
Die Zanck- und Schelt-Wort fangen an,

Die Jungfraw gar nicht dulden kan:
Vnd weil sie han so grob verbrochn,
So bleibts billig nicht ungerochn,
Ein Batzn die Büchs davon haben soll.

Zum sechsten man auch mercke wohl,
Daß Saal, Stuben und Geschirr seyn rein,
Das Saltz soll aufgesetzet seyn:
Wer daran wird saumig erfundn,
Der gibt vier Pfenning zu der Stundn.

Noch ist ein Grobians Art,
Daß, welcher für dem Tisch aufwart
Und sein Ampt nicht fleißig verricht,
Das Gießfaß nicht hat zugericht,
Die Eßen nicht auftregt alsbald,
Sondern sie leßet werden kalt,
Die Händ nicht hat gewaschen rein,
Die Kleider nicht gebutzet fein,
Der soll die Jungfraw auch antragn,
So wird man ihn noch ferner zwagn
Mit der Peitsch oder Ruth fürwar,
Nachdem erfordern seine Jar.

Spielen, wans geschicht mit rechter Maß,
Halt ich, daß man es auch zulaß,
Wer gwinnt, den wird es nicht verdrießn,
Die Jungfraw solches laßn genießn.

Es soll auch ein jedes Fest
Die Jungfraw besuchen ihre Gest,
Und in die Büchs lan legen eyn,
Was eines jeden Ehr mag seyn,
Welches ein jeder willig thut,
Weils armen Christen komt zu gut.

Dis ist auch der Jungfrauwn Recht,
Daß keiner sie schmäh und anfecht,
Mit Spott-Worten und schimpfiren,
Oder höhnischem Veriren:
Drumb soll sie jeder wohl kennen,
Anders nicht dann Jungfrauw nennen.

Welchem die Jungfraw angehenckt,
Derselbig sich nicht lang bedenckt,
Sonder bezalt sie an der Stat,
Dann sie niemand zu borgen hat:
Er wolt die Schuld dann doppelt gebn.

Noch mehr ich sag, vermerckt mich ebn,
Welcher sich wolt zu Zorn begebn,
Der Jungfraw Ordnung wiederstrebn,
Und wann ihm die wird angehangn,
Wolt drüber einen Zanck anfangn,
Deßen soll man nicht vergeßen,
Sonder ihm mit der Peitsch meßen,
Der Jungfraw soll er noch zu Ehrn,
In der Büchsen jhr Gelt vermehrn:
Wenn er aber gar vermeßen
Des Murrens nicht wolt vergeßen,
So soll man jhn vom Tisch abweisn,
Sich selber laßen wohl abspeisn,
So lang biß er sich daß bedacht,
Der Ordnung underthenig macht.

Wann jemand gehört oder gesehn,
Daß wieder die Ordnung geschehn,
Und solches nicht alsbald vermelt,
Der wird billig gestraft am Gelt,
Und wird jhm d' Jungfraw bracht behend.
Dis alles geschicht nicht zu dem End,

Daß die Jungfraw wolt samlen Gelt
Aus Geitz, wie gschicht in dieser Welt,
Sondern damit auf diese Weiß
Den Lastern werd gewehrt mit Fleiß,
Und werd versorgt der arme Man:
Diß ist Gott lieb und wohlgethan,
Darumb ist diß Ordnung gfangen an.

Kloster Marienstatt.

1.

Abt Hermann, dem sorgsamen Hüter der Schafe,
Erscheinet, umstrahlet von himmlischem Licht,
Mit huldreicher Miene zu Kirburg im Schlafe
Maria, die heilige Jungfrau, und spricht:

„Was weilest du hier im unwirthlichen Lande,
Wohin einst die eiserne Noth dich gebracht?
Auf, ziehe von dannen, am blühenden Strande
Der Nister ein besserer Wohnsitz dir lacht!

Dort neben der Burg,[1] die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
Da werde die heilige Mauer gebauet,
Erhebe des Klosters sich wölbender Dom!“

Dumpf dröhnet vom Thurme die Mitternachtstunde,
Und Hermann erwachet vom mahnenden Traum;
Hold blickt durch des Fensters sich bogende Runde
Der Mond in der Zelle umdüsterten Raum.

[1] Nister genannt, am Flusse gleiches Namens. Graf Heinrich von Sayn-Kirchberg (1202—1265), wegen seiner Leibeslänge der Große genannt, denn er maß achthalb Fuß und sein Schwert wog 25 Pfund, schenkte mit seiner Gemahlin Mathilde, einer Gebornen von Molsburg 1221 den Mönchen des seit 1215 gestifteten Klosters Kirburg, die sich in jener rauhen Gegend nicht gefielen, seine Besitzung Nistria und unterstützte sie bei dem Bau ihrer neuen Niederlassung so, daß sie 1226 vollendet dastand.

Er öffnet voll Ehrfurcht und schüchtern das Auge,
Doch schon war entschwebet die lichte Gestalt. —
Kaum grauet der Morgen, da eilt nach dem Brauche
Zur Hora er, übend des Amtes Gewalt.

Dann macht er sich auf, wie der Himmel geboten,
Und ziehet zu Heinrich, dem Grafen von Sayn,
Nicht achtend, daß Schnee ihn und Kälte bedrohten,
Denn Zögerung deuchte ihm Sünde zu sein.

Und als er dem Grafen gemeldet die Kunde
Und von ihm Erlaubniß zum Baue begehrt,
Spricht dieser, ungläubig, mit lächelndem Munde:
„Abt Hermann, wer hat euch dies Mährchen gelehrt?"

Doch Hermann voll Ernstes den Ritter anschauet:
„Kein nichtiges Traumgebild hat mich getäuscht!
Doch wenn ihr der Wahrheit des Wortes nicht trauet
Und Zeugniß für seine Untrüglichkeit heischt;

Dann mag es der Himmel euch selber bezeugen!"
So spricht er und gehet, und ehe das Thal
Die düsteren Schatten des Abends beschleichen,
Winkt Kirburg, vergoldet vom scheidenden Strahl.

Er eilet zur Vesper, von Andacht durchglühet,
Und wirft am Altare sich nieder und fleht;
Im flammenden Auge Begeisterung sprühet,
Es steigt zu den Sternen sein brünstig Gebet.

Und wie, wenn der wonnige Frühling erglänzet,
Kein Wölkchen verhüllet den klaren Azur,
So schwebet, von goldenen Strahlen bekränzet,
Der folgende Tag durch die starrende Flur.

„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „auf, wackere Knappen!
Heut läßt sich erjagen manch stattliches Wild;
Rasch machet euch fertig, gesattelt die Rappen
Und waidlich die Taschen und Flaschen gefüllt!“

Laut bellen die Rüden, die Peitschen erknallen,
Es schwingt sich zu Pferde der rüstige Zug,
Läßt lustig die gellenden Hörner erschallen
Und sprengt durch die Wälder in eilendem Flug.

Schon hatten manch stattliches Wild sie erleget
Und rasteten eben beim vollen Pokal,
Als plötzlich ein Hirsch im Gebüsche sich reget
Und pfeilschnell entrennt durch das glänzende Thal.

Bald war er den spähenden Blicken enteilet,
Doch nicht so des Fußes verräthrische Spur.
„Auf!“ rufet Graf Heinrich, „nicht länger geweilet,
Die Fährte des Flüchtlings verräth die Natur!“

Er sprengte voran, und es folgen die Knappen
Durchs Thal ihm in raschem Galoppe von Fern;
Wild schnaufen und keuchen und schäumen die Rappen,
Weit bleibet die Jägerschaar hinter dem Herrn.

Und siehe! — den eigenen Blicken kaum trauet
Der Ritter, ihm deucht es ein trügend Gebild —
Dort neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet,
Auf schneeigem Bette liegt ruhig das Wild!

Er nahet und schwingt sich erstaunet vom Pferde,
Das Thierchen erschaut ihn mit freundlichem Aug,
Und neben ihm prangt in erstarreter Erde,
O Wunder! voll duftender Blüthen ein Strauch! [1]

[1] Mitten im Winter, aus tiefem Schnee erblühte dieser Weißdornbusch im s. g. Ainvelde. — Daß der Haselstrauch auf dem Westerwald an sonnigen Tagen

Graf Heinrich verstummt und gedenket der Kunde
Nun reuevoll, welche ihm Hermann gebracht,
Den, gottlos und keck, mit ungläubigem Munde
Er ob des gemeldeten Wortes verlacht.

Er blicket zum Himmel und fleht um Verzeihen,
Beschwöret das fromme Gelübde und spricht:
„Mein Gut und mein Geld will ich gerne dir weihen,
Vergib mir die Sünde und zürne mir nicht!“ —

Er schonet des Hirsches, beschließet das Jagen,
Und als er zum heimischen Schlosse gekehrt,
Läßt eilends dem biederen Abte er sagen:
„Graf Heinrich gestattet euch, was ihr begehrt!“

Und neben der Burg, die vom Felsenhaupt schauet
Und freundlich sich spiegelt im wogenden Strom,
War bald die geheiligte Mauer erbauet,
Erhob sich des Klosters gewölbeter Dom.

Und wie aus der Erde erstarretem Grunde
Trotz Schnee und trotz Kälte den Dornbusch erblüht,
So sah in der Mönche geweihetem Bunde
Von sittlichem Geist man die Herzen durchglüht.

Jahrhunderte kamen, Jahrhunderte schwanden,
Bald sonnige Tage, bald Tage der Nacht;
Doch felsenfest, bieder und treue bestanden
Die Brüder trotz Wetter und stürmender Macht.

Längst sind nun verklungen die heiligen Töne
Des Chores, es schweiget sein düstres Bereich;
Doch grünt noch der Dornbusch in lieblicher Schöne,
Und wunderbar rauscht oft des Baumes Gezweig.

des Lenzes in volle Blüthe kommt und mit seinem goldgelben Samenstaub den Schnee bestreut, der rings noch tief den Boden bedeckt, ist eine merkwürdige, aber nicht seltene Erscheinung.

2.

Seht ihr das Kreuz dort blinken in tiefer Felsenschlucht?
Von jedem frommen Wandrer sei dieser Ort besucht!
Ein Hauch des Himmels wehet den Geist des Pilgers an,
Sieht er die schöne Kirche in dieser Felsenbahn.
Wie eine fromme Mähre aus alter Zeit erzählt,
Wie wunderbar vor Jahren sich Gott den Ort gewählt,
Das will ich euch verkünden in schlichter Reime Klang,
Und wie die Sage tönet, so töne mein Gesang! —
Auf hohen Bergeszinnen, da wohnt ein edler Grau
Mit seinem sanften Weibe in Zucht und süßer Trau.
Sehr lang sieht er im Traume in wilder Felsen Graun
Die lieblichste der Kirchen mit aller Pracht erbaun.
Fern hört er die Gesänge gerührter Herzen wehn,
In Andacht hingesunken, zum Jesuskindlein flehn.
Froh spricht er zu Mechthildis: „Lieb Weib, so lange schon
Sind wir in selgen Banden und pflückten süßen Lohn;
Die Kindlein, zart und minnig, erwachsen uns so schön
Und pflegen, Engeln ähnlich, vor uns einher zu gehn.
Dem lieben Vater droben sind gleiche Kinder wir,
Er sei von uns erhoben, wir baun ihm eine Zier!"
So sprach der edle Graue zur zarten, milden Frau,
Und wie auf Lenzesfluren der lichte Perlenthau,
So glänzt auf ihren Wangen der Freudethränen Gold:
Wie küßt sie da den Ritter, wie war sie ihm so hold!
Drauf ward der Abt berufen, ein frommer, weiser Mann.
Froh winkt von hoher Stiege der Graf schon fern ihn an:
„Nun sollt ihr uns berathen zum schnellesten Beginn —
Kaum konnt ich euch erwarten — ihr rathet nicht, worin?"
Doch sieh! der Abt entsiegelt den frommen Mund — ach, nein!
Weiß er des Grafen Willen? So muß es dennoch sein:
„So ists denn wahr? Die Stunde, gesegnet sei sie mir!
Der Himmel hat entschieden, ihr baut ihm eine Zier.
O laßt mich euch erzählen, wie mir im Traum geschah,
Denn was ich da gesehen, geht sicher euch auch nah!

Maria winkt im Traume, ich folge gern ihr nach;
Sie führt mich aus den Hallen des Klosters an den Bach,
Und eine weite Strecke führt sie am Ufer mich;
Bereifet sind die Büsche, der Bach umeiset sich.
Da endlich dämmern Eichen und Felsen um ein Thal,
An Schlucht und Bergen wanken die Nebel dick und fahl.
Nun sind wir in der Mitte: „Wie, Blumen?" ruf ich aus. —
„So wie die Blumen blühen, so blüh ein Gotteshaus
In dieser tiefen Oede: der Winter zeuge Eis;
Doch Gottes Macht und Güte zeugt Blümchen, zart und weiß!"
Der Morgen will sich röthen, und kaum noch bin ich wach,
Schon kommt ein Knapp geritten aus hohen Schlosses Dach
Und bringt von euch mir Kunde. Gesegnet, Graf, von dort
Seid wahrlich ihr zur Stunde, ihr seid des Glaubens Hort."
Der Graf und seine Leute erstaunen ob der Mähr,
Und wie Mechthildis jauchzet, zu sagen hielte schwer.
Darauf der Graf: „Nun rathet, wo bauen wir denn hin?"
„Maria hat gerathen, dem Winke nachzuziehn,
Das ist das Beste. Kommet, da, wo die Blumen blühn,
Da wählen wir die Stätte, da baun das Haus wir hin!"
Da wird im ganzen Schlosse ein großer Lärm gehört:
Der Graf mit seinen Leuten will sehn, ob sichs bewährt.
Und voran geht der weise, gar fromme Gottesmann;
Sie steigen von dem Berge, er führt sie sichre Bahn.
Und da, wo sich das Flüßlein, die Nister so genannt,
Durch krumme Ufer windet, da gehn sie an den Strand,
Und gehn die weite Strecke, und rund und überall
Ist Baum und Strauch und Hecke bereift und Berg und Thal.
Doch endlich öffnet sich ein von Fels umkränztes Thal,
Und ach! in seiner Mitte — o welch ein süßer Strahl! —
Ein Strauch mit weißen Blüthen! Da ruft mit Freuden aus
Der Graf: „O Wunder Gottes, welch schöner Blumenstrauß!"
Und fällt auf seine Kniee und mit erhobner Hand
Schwört er, in aller Bälde zu bringen in den Stand,
Was also Gottes Wille. — Es gehet der Befehl

Den Mannen, und den Künstlern verkündet sichs ohn Hehl.
O, wie so fleißig tummeln Gesell und Meister sich,
O, wie erschalln die Höhen von Arbeit kräftiglich!
Die Berge sind gebrochen, die Mauern steigen auf,
Schon siehst du Bogen schweben, und Nichts verdrängt den Lauf.
Die Eichen fallen nieder, das Dach umwölbt den Bau,
Und über alle Berge strahlt hoch ein Kreuz zur Schau. —
Das ist die fromme Mähre, von Mund zu Mund erzählt,
Wie Gott zu einer Kirche sich diesen Ort gewählt.
Wie ist der Kirche Name? O, wie so lieblich hat
Das Volk ihn einst gegeben! — Sie heißt Marienstatt.
Noch sproßt und blüht im Garten des Klosters freundlich schön
Der Strauch mit weißen Blüthen: ich hab ihn oft gesehn.
Und in der Kirche Bogen, da ruht mit seiner Frau
Der edle, biedre Graue in ruhig süßer Trau.
Wo hier er gerne weilte, da wollte er auch ruhn;
So blieb er bis zum Tode im Denken und im Thun.
Ruht sanft in Gottes Frieden, in himmlischer Gewalt,
Bis ihr der Gruft entsteiget, wann die Posaune schallt!

P. J. Devora.

3.

Stilles Kloster, Tempelhallen,
Frommer Zeiten stolzes Mahl,
Ort, wohin die Gläubgen wallen,
In der Nister wildem Thal,
Wo der Eichen Häupter trauern,
Rings umrauscht vom Buchenhain,
Mit der Andacht heilgen Schauern
Tritt der Wandrer zu euch ein!

Die Gestalt vergangner Zeiten
Steigt vor seinem Geist empor,
Ernste, dunkle Bilder breiten
Sich vor ihm im Nebelflor;

Und er hört die Mönche singen,
Höret ihr Gebet im Chor,
Und die Geisterstimmen klingen
Schaurig in sein lauschend Ohr.

Eitler Traum, ein Raub der Stunden!
Was du träumtest, ist nicht mehr:
Bernhards Mönche sind verschwunden,
Und der Beter Chor ist leer.
Einsam stehen die Altäre,
Wo der Kerzen helles Licht
Brannte zu der Heilgen Ehre,
Und das Todte regt sich nicht.

Altes wird verdrängt vom Neuen,
Well auf Welle wälzt die Zeit.
Was wir gründen, was wir weihen,
Sucht umsonst Beharrlichkeit.
Alles ist ein Fluß, ein Werden,
Leben hat nicht Ruh und Rast;
Pilger bist du nur auf Erden,
Alles wandelt, was du hast.

Götter schaun der Dinge Wesen,
Uns erquickt der holde Schein.
Was die Menschen sich erlesen,
Kann durch Wechsel nur erfreun.
Mag, was jung ist, einst veralten,
Ewig bleibt die Schöpferkraft;
Es erneun sich die Gestalten,
Die der Weltgeist frei erschafft.

Geist wirkt fort in süßen Tönen,
Geist in Wort und Liederschall;
Keine Zeit entbehrt des Schönen,
Blumen blühen überall.

Was gewahr ich in den Hallen,
Wo sonst Mönchestritt erscholl?
Welche Stimmen hör ich schallen,
Lieblich, mild und seelenvoll?

Holde Jungfraun seh ich wandeln,
Wo sonst Männer nur gewohnt,
Fremd der Welt und ihrem Handeln,
Vom Altare reich belohnt,
Wo die Klosterzucht, die strenge,
Süßer Liebe Band verbot,
Wo das Leben still und enge
Nach der Kirche Machtgebot.

Alles hat sich umgestaltet,
Als der alte Glaube schwand,
Und ein neuer Geist entfaltet
Seinen Schatz mit mächtger Hand,
Bricht der Völker alte Schranken
Und verbindet Welt mit Welt,
Liebt die Freiheit der Gedanken,
Wie das Licht am Himmelszelt.

Wandelbar, wie Proteus,[1] waltet
Dieser Geist auf Strom und Flur
Allgewaltig frei und schaltet
Mit den Kräften der Natur.
Fährt mit Dampf- und Feuerflügeln
Auf der neu geschaffnen Bahn,
Lenkt das Element mit Zügeln,
Wie das Roß, zum Ziel hinan.

[1] Proteus, ein fabelhafter Meergott der Alten, welcher die Robben (Fische) des Meerbeherrschers Neptun hütete, wahrsagen und sich in allerlei Gestalten (Thiere, Bäume u. dgl.) verwandlen konnte. A. H.

Klöstern ist er nicht gewogen,
  Nicht den Burgen, hochgethürmt,
Wo sich, dem Gesetz entzogen,
  Ritter ihren Raub geschirmt.
Nicht das Faustrecht läßt er schalten,
  Nicht das Schwert in wilder Hand;
Themis[1] nur soll richtend walten,
  Schützend, segnend Volk und Land.

Alte Zeit, du kehrest nimmer,
  Wie du warst, zu uns zurück;
Nur der Dichtkunst Zauberschimmer
  Hellt dich auf vor unsrem Blick!
In dem Liede sollst du leben,
  Und die Muse, hehr und mild,
Läßt verschönt vorüberschweben
  Unsrem Geist dein großes Bild!

Komm zu uns in Friedenshülle,
  Genius[2] der jungen Zeit,
Schütte deines Segens Fülle
  Auf die Länder, weit und breit!
Bürgerfleiß und Kunst gedeihe
  Und die ernste Wissenschaft,
Und was Geist und Herz erfreue,
  Laß erblühn in voller Kraft!

Jos. Muth.

[1] Themis war bei den Alten die Göttin der Gerechtigkeit und Mutter der Gesetze und wurde als eine Jungfrau mit verbundenen Augen, einen Scepter und eine Wage in den Händen, abgebildet. — So findet man sie auch noch jetzt auf Brunnen von Marktplätzen und an Rathshäusern als bedeutungsvolles und mahnendes Sinnbild aufgestellt. A. H.

[2] Genius (Dämon) hieß bei den Alten ein überirdisches Wesen, das den Menschen als Schutzgeist unsichtbar durchs Leben begleitet. Dieser Schutzgeist wurde als ein schöner geflügelter Jüngling mit einer Schale oder Schlange in der Hand abgebildet. Das griechische Volk unterschied gute und böse Dämone je nach dem Einfluß, den sie auf ihre Schützlinge übten. A. H.

4.

Die Prozession.

Laß uns hier den Waldgesang belauschen,
Wo die Eiche breit die Aeste streckt,
Unter uns der Wellen dumpfes Rauschen
An dem Felsenufer Sprache weckt!
Alles ruht noch sonst umher in Schweigen,
Denn die braune Nacht ist kaum entflohn;
Unser Opfer soll zum Himmel steigen,
Vor dem ersten Strahle flamm es schon!

Bald wird Alles fröhlich sich erheben,
Und verjüngt den neuen Tag begehn;
Also werden einst zum jungen Leben
Dort die Todten Gottes auferstehn.
Jene Stätte schmückt mit frischen Blüthen
Die Natur, wo matt der Wandrer fiel.
Gute Mutter, die dem Lebensmüden
Schön verschleiert seines Pfades Ziel!

Horch! Gesang weht über jenen Hügel,
Fromme Waller nahen schon dem Dom,
Und es schwingt Begeistrung ihren Flügel
Um der Andacht wogenvollen Strom.
Horch! der Glocken dumpfe Feier tönet
In den Sang der Schaar harmonisch ein;
Selbst ein Sinn, ans Weltgewühl gewöhnet,
Wiegte sich in fromme Phantasein.

Und sie ziehen durch die hohe Pforte,
Andacht strahlt aus jedem Blick hervor,
Von den Lippen beben trunkne Worte
Zu des Himmels ewig offnem Thor.

Rein ertönt mit seelenvollem Klange
Jetzt der Landesmädchen frommer Mund,
Und ihr reines Herz macht im Gesange,
Wie im engelkeuschen Blick sich kund.

Auf! wir wollen in die Schaar uns mischen,
Die zu Gottes Wohnung feiernd geht! —
Schauer stürzet aus den alten Nischen,
Schauer ist es, der uns rings umweht.
Ist dem Guten dieses Haus geweihet,
Oder thront hier nur der große Geist?
Bogen droht, an Bogen kühn gereihet,
Ein Gewölb, das nur den Großen preist.

Hier thront nur ein graunvoll hohes Wesen:
Tief im Staube beugt sich jedes Knie,
Lieb ist hier in keinem Blick zu lesen,
Sanfter Schauer überströmet nie.
Ihn, ihn selbst, den Vater, anzubeten,
Zittert hier dem Erdenstaub die Hand,
Darum fleht er auf, ihn zu vertreten,
Zu dem Heilgen, welcher Gnade fand.

Sieger über jedes Erdenleiden
Steht Sebastian am Marterbaum,
Und des strengen Todes Bitterkeiten
Fühlt auf seiner Schwelle Bernhard kaum;
Denn der Mund, der honigsüß getönet,
Schließt sich seelenvoll und lächelnd zu,
Und die Stirn, an Heiterkeit gewöhnet,
Zeiget klar die niegetrübte Ruh.

Menschen, kommt mit mir aus diesen Hallen,
Wo die sanfte Liebe nie gethront!
Unter jenen Buchen laßt uns wallen,
Wo im Säuseln gern der Gute wohnt!

Lagert euch an dieses Haines Quelle,
Der, wie Mamres[1] Palmenwipfel, rauscht,
Wo das trunkne Ohr in jeder Welle
Kühn Jehovas Ton entgegenlauscht!

G. C. Braun.

Wiedervergeltungen.

Früh in des Schlummers Arm gesunken,
War schon des Greises Schlaf geflohn,
Da kehrte aus der Schenke trunken
Nach Mitternacht zurück sein Sohn.
Hans hatte dort im Spiel verloren,
Das oft schon war des Unglücks Born,
Und dann das Branntweinglas erkoren,
Zu löschen seines Unmuths Zorn.

Doch fruchtlos, denn noch stärker schürte
Die Gluth in ihm der schlechte Trank,
Den er recht heftig erst verspürte,
Als er verließ die Kartenbank.
Dort konnte er nicht aus sich lassen,
Die Gegner deuchten ihm zu stark,
Und wankt nach Hause durch die Gassen,
Von Groll durchglüht Gebein und Mark.

Kaum langt er an und tritt ans Lager,
Wo, harrend auf den jungen Tag,
Schlaflos sein Vater, bleich und hager,
Ein Bild der Alterschwäche, lag,
Da fiel mit Worten, wuthgezeuget,
Er plötzlich an den alten Mann,
Die hier die Muse, schmerzgebeuget,
Der Kunde nach nicht sprechen kann.

[1] Mamre, ein Terebinthenhain bei Hebron in Palästina. A. H.

Der Alte schweigt, obgleich das Herz ihm,
Ein Schwert, durchschneidet jeder Laut,
Er schweigt, obgleich vor wildem Schmerz ihm
Nicht eine Thräne Lindrung thaut.
Allein durch dies Verstummen steiget
Nur höher seines Sohnes Wuth,
Die Wuth, die sonst am Ersten schweiget,
Schürt Widerspruch nicht ihre Gluth.

Noch ein paar herbe Reden fallen,
Da faßt der Trunkne sich nicht mehr,
Und er vergißt des Worts, das Allen
Soll unverletzlich sein und hehr.
Und welche Scene sieht entfalten
Sich nun das Auge, ha, wie graus!
Hans nimmt beim Haar den greisen Alten
Und reißt ihn aus dem Bett heraus!

Und nicht genug, der böse Bube,
Wie von Dämonen [1] angehetzt,
Er schleift umher ihn in der Stube
Und tritt mit Füßen ihn zuletzt!
Und nicht genug, ihn so zu schleppen,
Er wirft ihn auch zur Thür hinaus
Und schleift hinunter ihn die Treppen
Bis auf den Flurgang in das Haus!

Und nicht genug, noch will er schmeißen
Hinaus ihn in des Hofes Raum!
Doch hat, den Riegel aufzureißen,
Die Frevelhand begonnen kaum,
Da stöhnet bang der Greis, da bat er:
„O lasse gehn mich hier, mein Sohn!
Nicht weiter schleift ich meinen Vater,
Und ernte nun dafür den Lohn!

[1] Dämone, hier Teufel, böse Geister.

Doch wohl mir, daß er ist gerächet,
Der Frevel, deß ich mich erkühnt:
Auch meine Glieder sind gekrächet
Und meine Schuld somit gesühnt!"
Er stöhnts, und wie vom Blitz getroffen,
Steht Hans vor seinem Vater nun,
Sein Auge sieht die Zukunft offen
Und an sich selbst das Gleiche thun!

2.

Zufrieden lebte auf dem Wald [1]
Ein Bauer und sein Vater;
Doch nahm ein Weib er, und alsbald
Entspann sich Zank und Hader.
Dem Eigensinn der Hausfrau war
Ein Dorn des Alten Nähe:
„O daß ich," sprach sie immerdar,
„Ihn einmal nicht mehr sähe!"

Doch eingedenk der Kindespflicht,
Die er zu üben hatte,
Ließ lang durch diese Wünsche nicht
Bestürmen sich ihr Gatte.
Und selbst, als sie durch Zank und Streit
Ihn suchte zu bewegen,
Hielt ihrem Sturm noch lange Zeit
Er Männlichkeit entgegen.

Allein es haben Männer auch
Nicht selten schwache Stunden,
Es wird gar mancher arme Gauch
Bei ihnen auch gefunden.

[1] Wald wird schlechtweg und vorzugsweis der Westerwald genannt.

So ging es unserm Bauern jetzt:
  Er läßt sich mählich stoffeln,
Gibt nach und übermacht zuletzt
  Dem Weibe die Pantoffeln.

Und wehe nun dem alten Mann!
  Er muß in eine Nische,
Wo er sich kaum bewegen kann,
  Und darf nicht mehr zum Tische,
Und während Sohn und Weib da sitzt,
  In blankem Zinn die Speise,
Da dient ein Trog, aus Holz geschnitzt,
  Als Eßgeschirr dem Greise.

Er gleicht dem wilden Menschenstand
  Seitdem in seinem Zwinger:
Sein Löffel ist die hohle Hand,
  Die Gabel seine Finger.
Und ach! man beut dem armen Mann
  Ein Essen, wie es schlechter
Dem lieben Vieh nicht geben kann
  Ein Fühlender, Gerechter.

Kein Wesen naht ihm mehr vertraut,
  Die Stunden ihm zu kürzen,
Kein gutes Wort, kein süßer Laut,
  Das Elend ihm zu würzen.
Ein Bübchen schmiegt bisweilen nur
  Sich zart an seine Schenkel,
Wann fern grad ist die böse Schnur,[1]
  Ein kleiner, theurer Enkel.

So saß er Jahre lang dort schon,
  Behandelt stets so schnöde,
Er hörte kaum mehr einen Ton,
  Sein Aug war matt und blöde,

[1] Schnur (Schnürch), hier und da volksthümlich für Schwiegertochter.

Da trat ins Zimmer einst sein Sohn
Und fand, am Boden sitzend,
Das Knäbchen da, als gings um Lohn,
An einem Holze schnitzend.

Lang blicket er ihm schweigend zu
Und fragt dann unter Lachen:
„So sag mir doch, was willst denn du
Daraus, mein Bübchen, machen?"
„Was ich da machen will daraus?"
Spricht ungesäumt der Kleine:
„Ich schneide mir ein Tröglein aus,
Wie Großvaters das seine!"

„Und was willst du mit diesem Trog,
„Mein liebes Söhnchen, machen?"
Fragt drauf der Bauer, doch verzog
Den Mund nicht mehr zum Lachen.
„Mit machen? Ei, wann groß einst ist
Und sich mit dir kann messen
Dein Sohn, und du Großvater bist,
Dann sollst da draus du essen!"

So sprach zu ihm des Kindes Mund
Arglos und unbefangen,
Doch seines Herzens tiefsten Grund
Durchschnitt ein kaltes Bangen.
Und wohl dem Greis! Seit, wild bewegt,
Ihn strafte das Gewissen,
Ward liebend er fortan gepflegt
Bis auf das Sterbekissen.

Der Gangolfsbrunnen zu Meudt.

1.

Froh kehrt nach langen Jahren von Palästinas Strand
Gangolf, der edle Ritter, zurück ins Vaterland.
Ein freudiges Gedränge, umringt ihn Groß und Klein,
Ganz Meudt will ihn begrüßen und will ihm nahe sein.

Denn als er, Abschied nehmend, in ihrer Mitte stand,
Sprach er: „Ich bring euch Allen was mit aus Morgenland!"
Und kaum erwarten konnte das Städtchen nun den Tag,
Bis seiner Rückkehr Stunde erklang mit frohem Schlag.

Noch quoll in Meudt kein Brunnen, es blieb stets ohne Frucht,
Was um ein solches Kleinod die Bürgerschaft versucht:
Und dieses war die Bitte, die an dem heilgen Grab
Anheim er mit Vertrauen dem Welterlöser gab.

Da trat vor ihn im Traume ein Engel und begann
„Der Herr gewährt dein Flehen dir, edler Rittersmann,
Dein Flehen, das nicht Habsucht und Eigennutz geweckt,
Das deines Vaterstädtchens Gemeinwohl nur bezweckt!

So stich denn in die Erde, wo seine Kirche ragt,
Mit deinem Wanderstabe, sobald der Morgen tagt,
Der dich zur Heimath führet, und sieh! krystallenhell
Wird perlen unversiegbar urplötzlich dort ein Quell!

Doch sorge, daß sein Wasser verunreint keine Hand,
Die da es zum Gebrauche je schöpft an seinem Rand:
Wird es entweiht, dann fliehet der Quell und eilt im Nu
Dem Urgebirg, von wannen dein Stab ihn mitnimmt, zu!"

So sprach zu ihm der Engel, und bauend auf sein Wort,
Wallt bald der edle Ritter zur theuren Heimath fort,
Wo ihn, ein frohes Drängen, umringet Groß und Klein,
Sobald er zieht als Pilger ins Vaterstädtchen ein.

„Was wird er für uns haben? Ob er sein Wort auch hielt?"
Das ists, worauf die Neugier der Bürger alle zielt.
Und wie er, sie begrüßend, in ihrer Mitte stand,
Sprach er: „Ich bring euch Allen was mit aus Morgenland!"

Sprachs feierlich und bohrte, nah an der Kirche, dann
In die geweihte Erde, den Stab, so tief er kann,
Und siehe! wie verheißen, entperlte silberhell
Dem Spalt mit lautem Murmeln ein starker, frischer Quell!

Und nun, ha! welch ein Jubel sich durch die Lüfte gießt,
Wie dankbar die Gemeinde ans Herz den Pilger schließt!
Man kostete das Wasser und Jedermann gestand,
Daß weit und breit entbiete kein besseres das Land.

Als aber dann der Ritter dem Volk die Kunde gab,
Wie er um diesen Segen gefleht am heilgen Grab,
Und wie im Traum der Engel die Botschaft ihm gebracht,
Daß gnädig seines Flehens der Herr der Welt gedacht:

Da fiel es auf die Kniee und zollte heißen Dank
Dem Spender alles Guten für diesen Labetrank,
Den ach! so oft die Menschheit nicht eher schätzt und ehrt,
Bis sie, den Durst zu stillen, ein andres Naß entbehrt.

Und bald, des Ursprungs würdig, war ausgeschmückt der Quell,
Es spiegelten die Blumen in seiner Fluth sich hell;
Rings ward die Wunderkunde weitum von ihm bekannt,
Und er, des Ritters Ehre, der Gangolfsborn genannt.

2.

Schon sah man manch Jahrhundert die Quelle perlen nun
Und sie die besten Dienste dem guten Städtchen thun;
Doch sah auch seine Bürger sie halten stets in Ehrn
Und wachsam jedem Unfug auf ihrem Weichbild wehrn:

Da kam einst auf Pfingstmontag, als vor dem Hochaltar
Zur Andacht die Gemeinde festlich versammelt war,
Gegangen eine Jüdin zum Born und unterstand
Sich, Windeln drin zu waschen mit frevelhafter Hand.

Kaum hatte sie begonnen, da dröhnte es im Grund,
Wie, durch die Berge rollend, des Donners Riesenmund,
Da rauschte dumpf es tosend, gleichwie ein fernes Meer,
Und sieh, es sank das Wasser, es war der Brunnen leer!

Ein lauter Schrei des Wehes entfuhr der Jüdin Mund,
Die starr dann an der Stätte, wie eine Säule, stund;
Und fürchtend oder ahnend, was da geschehen sei,
Stürzt aus dem Gotteshause erschreckt das Volk herbei.

Man sieht den Quell verschwunden, doch hört noch, wie er grollt,
Und in dem Schoos der Erde allmählich weiter rollt:
Ein wildes Durcheinander erfüllt die Kirche nun,
Man weiß nicht vor Bestürzung, was lassen oder thun.

Doch kaum erfährt der Priester das Unglück, das geschehn,
Da spricht er: „Lasset schleunigst dem Brunnen nach uns gehn!“
Und stellt sich an die Spitze mit dem Sanktissimum,[1]
Und Alles rufet brünstig: „O Quelle, kehre um!“

[1] Das Allerheiligste bei den Katholiken, eine geweihte Hostie, welche in der s. g. Monstranz aufbewahrt wird.

Klar hört das Ohr das Volkes, das ängstlich horcht und lauscht,
Wie unterirdisch vorwärts sie nach der Ebne rauscht,
Und wallet betend weiter, bis an der Fläche Hang,
Dem Flüchtling vorzukommen, dem Zuge es gelang.

Und nieder kniet der Priester mit dem Sanktissimum,
Und heißer tönt das Rufen: „O Quelle, kehre um!“
Und wie sie stärker rauschet nun in der Nähe ganz,
Da stellt zur Erde nieder der Führer die Monstranz.

Kaum stand sie auf dem Boden, da dröhnte es im Grund,
Wie, durch die Berge rollend, des Donners Riesenmund,
Da rauschte dumpf es tosend, und sieh! krystallenhell
Entquoll nun dort der Erde der wundersame Quell!

Groß war des Volkes Jubel, das nun des Himmels Zorn
Gesühnet und erhalten sich weiß den theuren Born;
Es sinket auf die Kniee und zollet heißen Dank
Dem Herrn, der neu gegeben ihm seinen Labetrank.

Noch heute perlt krystallen die Quelle dort im Grund,
Und Gangolfsbrunnen nennt ihn, wie einst, des Volkes Mund,
Und von den Quellen alle, die Kunst seither dort schuf,
Ist keine, deren Wasser ihm gleicht an Werth und Ruf.

Doch ob, wenn heut er flöhe, das Volk ihm zöge nach,
Wie damals, wos an Schenken den Orten noch gebrach,
Das kann ich nicht erörtern, weil mirs an Nachricht fehlt,
Da mancherlei dem Sänger die Kunde auch verhehlt.

Sie sagt nur von den Kindern, daß, wie an manchem Ort,
Sie auch am zweiten Pfingsttag den Quell besuchen dort
Und unter frohen Sängen mit Blumen ihn umstreun
Und sich im heitren Reigen des jungen Lenzes freun.

Montabaur.

(Zwischen 1214 und 1217.)

„Der Erzbischof ist frei!" So tönts von Ort zu Ort,
Und im Triumphe führt das Volk den Hirten fort.
Ihn hatte Friederich,[1] der Staufe, frei gemacht,
Als ihn zwei Jahre schon gedrückt des Kerkers Nacht.

Mit Kaiser Otto hielt es Heinrich, Nassaus Graf,
Als ihn durch Innocenz der Bann der Kirche traf;
Doch für den Staufen stellt Erzbischof Dieterich
Mit Lüttich und mit Mainz als wackrer Kämpe sich.

Heiß wüthete der Kampf; es fällt in Heinrichs Hand
Der Trierer, den verrieth dem Feind das eigne Land,
Und Nassau hält ihn fest, bis daß der Staufe kam,
Das Erz ihm ab und ein das Herz des Grafen nahm.

Drum jubelte das Volk und zog von Ort zu Ort
Gen Humbach im Triumph mit seinem Hirten fort,
Wo Hermann einst, als dort erscholl des Christen Ruf,
Der Allemannenfürst, die erste Kirche schuf.

[1] Friedrich II., als König erwählt, war noch ein Kind, als sein Vater Heinrich VI. 1197 starb. Philipp von Schwaben und Otto IV. von Braunschweig wurden zugleich von den Parteien als Kaiser gekürt und ein zehnjähriger Kampf verwüstete Deutschland, bis 1208 Philipp ermordet und Otto allgemein anerkannt wurde. Als er aber jetzt den jungen Staufen Friedrich in seinen Erbländern in Italien angriff, Pabst Innocenz III. ihn 1211 mit dem Bann belegte und er durch die Niederlage bei Bovines sein Ansehen verlor, riefen die Fürsten Friedrich II., auf dessen Seite besonders die geistlichen Herrscher standen, nach Deutschland und er wurde 1213 zu Mainz als König geweiht. Neuer Krieg der Parteien verheerte Deutschland, bis Otto 1215 sich zurückzog. Friedrich († 1250) befreite den Erzbischof Dietrich II. von Trier 1214 aus der Gefangenschaft Heinrich des Reichen von Nassau, der sich mit dem Bischof versöhnte und sich nun auch bald an den jungen Kaiser anschloß. Um 1235 hatte Montabaur eine Burgmannschaft von 27 Rittern und Edlen.

Schon winkt dem guten Herrn die Burg, an deren Fuß
Sich schmiegt der kleine Ort, herab den Willkommsgruß;
Es ist das erste Mal, seit ihn die Mitra schmückt,
Daß seine Gegenwart Dorf und Castell beglückt.

Doch lauter wird die Lust, da er den Berg ersteigt,
Der seinem frohen Aug die weite Landschaft zeigt:
Da faßt er sich nicht mehr, es kläret sich sein Blick,
Den mit des Kerkers Nacht getrübt das Mißgeschick.

„Ha!" ruft er trunken aus, „wie ist es hier so schön,
Hier wähnet man zu stehn auf Tabors lichten Höhn!
Mein Auge wird so hell, als sei der Herr mir nah,
Wie einst im Aetherglanz der Jünger Blick ihn sah!

Wohlan, mein treues Volk! es künde bald erneut
Die alte Burg, daß sie mir bot ein Obdach heut:
Mons Tabor soll hinfort ihr Ehrenname sein
Und seinem heilgen Klang empfohlen jeder Stein!"

So sprach er und man schafft am Baue Tag und Nacht
Und wenig Jahre, sieh! da war das Werk vollbracht,
Und Heinrich es zuerst, der, einst dem Bischof gram,
Doch jetzt sein Freund, die Burg als Schirmherr übernahm.

Groß war der Ritter Zahl, die sich mit ihm verband
Und Lehen oder Sold empfing aus Dietrichs Hand;
Doch mächtiger der Schutz, den ihr der Name gab,
Sein Klang vermochte mehr, als Schwert und Bischofsstab.

Hehr hielt man Berg und Burg, als sei der Herr hier nah,
Wie ihn auf Tabors Höhn das Aug der Jünger sah;
Und während weit und breit erschallte Kriegsallarm,
Schloß diese Höhe sanft der Friede in den Arm.

Mechthilde von Waldmannshausen und Ulrich von Idstein.[1]

1.

Hoch ob dem Idensteine ragt
Empor ein alter Thurm,
Und um die schroffen Felsen klagt
Ein Geist durch Nacht und Sturm.

Doch schwärzer, als die schwarze Nacht,
Des Ritters Bild man schaut,
Und stärker, als des Sturmes Macht,
Tönt seiner Klage Laut.

„Was that ich Armer, überthört
Von Leidenschaft und Wahn?
Des Frevels Ruf hab ich gehört,
Darf nicht der Unschuld nahn!

Nie läßt Mechthilde mir die Schuld,
Mir folget ewger Fluch;
Denn nie verdien ich ihrer Huld,
Das ist des Rächers Spruch!“

[1] Vogel läßt diese Burg einem unbekannten Eticho (Oettich, Athik, Attich, Uto — Otto) Ursprung und Namen (Etechenstein, Eythinchinstein, Itgenstein) verdanken, der wahrscheinlich im 11. Jahrh. gelebt habe. Nach Vogt wurde Idstein von dem Grafen Uto erbaut, einem Vetter oder Sohn des salischen Grafen Eberhard im Lahngau, der 966 starb. Uto, wegen einer Verschwörung gegen Otto den Großen in die Acht verwiesen, verließ nach Eberhards Tod seine Verbannung und suchte Verzeihung und seine Erbgrafschaft vom Kaiser zu erlangen. Er konnte diese jedoch erst von dem Sohne Ottos gewinnen, erhielt sofort seine Güter zurück, baute Utenstein und blieb 982 im Treffen bei Basantello in Italien. — Eine andere Meinung rückt seine Entstehung in das deutsche Heidenthum hinauf und leitet Idsteins Namen (Idunenstein) von Iduna, der Göttin der ewigen Jugend, her. — Die hier gegebene Sage erzählt in ungebundener Rede J. N. Kolb.

So klagt er eine Stunde lang,
Zerrauft das Haar sich wild,
Bis ihm der Glocke zwölfter Klang
Gezeigt ihr weißes Bild.

Dann rauscht er auf zum hohen Thurm
Und stürzt herab zur Kluft:
Das Dunkel flieht, es schweigt der Sturm,
Der Geist zerfließt in Luft.

2.

Zu Idstein auf dem festen Schloß
Der Ritter Ulrich hauste;
Sein Treiben alle Welt verdroß
Und Jedem vor ihm grauste.

So schön und stattlich von Gestalt,
Wie er, kein Ritter blühte;
Doch für das Schöne blieb er kalt,
Das nicht den Sinnen glühte.

Drum ward den edlen Rittern gram
Er rings im ganzen Lande;
Denn seinen Stand, wohin er kam,
Befleckte er mit Schande.

Doch war er drum verlassen nicht,
Viel fand er seines Gleichen;
Es ging zur Hand ihm mancher Wicht
Bei seinen argen Streichen.

Er fand zu Fehde, Mord und Raub
Gar mancherlei Genossen,
Die, nie für seine Wünsche taub,
Der Tugend ihn verschlossen.

Da ward geschwelget Tag und Nacht
In wilden Zechgelagen
Und Raub und Mord allum vollbracht,[1]
Um Schätze zu erjagen.

Da blieb kein Mägdlein ungeneckt,
Kein züchtig Weib belassen,
Und aus dem Gaue, fort geschreckt,
Zog mancher seiner Sassen.

Manch Herz, das trunken er gemacht,
Verließ er kalt und bitter,
Das seufzte dann wohl Tag und Nacht:
„Der böse — schöne Ritter!"

3.

Zu Waldmannshausen auf dem Schloß
Ein holdes Fräulein blühte;
Manch Wort zu ihrem Lobe floß,
Manch Herz für sie erglühte.

Sie hieß der Mädchen Königin
Und kannte keine Triebe,
Als kindlich unschuldvollen Sinn
Und kindlich fromme Liebe.

[1] Besonders grausam war der Einfall, den ein Lehnsmann des Grafen Ulrich II. 1114 in das Kirchspiel Hana (Hoen) auf dem Westerwalde mit einer Rotte böser und räuberischer Buben machte, die unter Brennen und Sengen raubten und plünderten und viele Menschen verstümmelten und mordeten.

Herr Ulrich hörte gern ihr Lob,
Je mehr er selbst gesunken,
Und Neigung zu Mechthilden wob
Ins Herz ihm süße Funken.

Denn trotz der Schwelgerei und Lust,
Die ferne allen Schranken,
Durchzuckten die bethörte Brust
Noch bessere Gedanken.

Seit er die holde Maid geschaut,
Wird eckel ihm sein Leben,
Der Ehe Bild beginnt, ihn traut
Und reizend zu umschweben.

Und was die trunkne Brust empfand,
Das konnte nicht ersterben;
Drum eilt er, sich um ihre Hand
Beim Vater zu bewerben.

Wohl mochte ihm vorm Angesicht
Sein wildes Leben wallen;
Doch ließ er drum die Hoffnung nicht
So plötzlich wieder fallen.

Ernst wars ihm jetzt aus Herzens Grund,
Das Gute zu vollbringen,
Und was so fest im Willen stund,
Das mocht ihm wohl gelingen.

Denn ist der Spruch kein eitel Bild,
Den stets im Volk man hatte;
So wird der Bursche, leicht und wild,
Der bravste Ehegatte.

4.

Nach Waldmannshausen trunken eilt
 Ulrich auf Liebesflügeln;
Die Wonne, so sein Herz getheilt,
 Vermag er nicht zu zügeln.

„Herr Ritter!“ spricht sein heißes Blut,
 „Ihr wißt, daß unbeweibet
Ich noch, und daß es nimmer gut,
 Wenn man so einsam bleibet!

An Geld und Gütern bin ich reich,
 An Wäldern, Fluren, Matten;
An Ahnen kommt mir Keiner gleich,
 Gebt Mechthild mir als Gatten!“

„Was?“ brummt der Alte, „dir mein Kind,
 Mein Kind voll Herzensgüte?
Dir, einem lockren Brausewind,
 Der Gauen schönste Blüthe?

Dir, dessen Schande Alles voll,
 Dir gottvergeßnen Seele?
Daß ich mein Kind, als wär ich toll,
 Ums Lebensglück bestehle?

Soll ich sie, wie im Reif der Nacht
 Die Blume, welken lassen?
Was soll dein Reichthum und die Pracht,
 Seh ich sie jung erblassen?

Sieh zu, wer dir ein Kind vertraut,
 Mechthilde wird dir nimmer;
Dir lächelt nie, ich schwör es laut,
 Bei mir ein Hoffnungsschimmer!“

In stummem Schmerze blickte starr
Herr Ulrich zu der Erden;
Dann rief er: „Warte, alter Narr,
Das soll gedacht dir werden!

Kannst du die Liebe kalt verschmähn
Und stolz die Herzen kränken;
Dann mag der Haß die Segel blähn
Und Blut die Rache tränken!“

So stürmt er fort, flucht dem Geschick,
Das Aug von Thränen feuchte:
Das war sein letzter lichter Blick,
Des Geistes letzte Leuchte!

5.

Auf ihrem Kämmerlein am Thurm
Sitzt Mechthild unter Zähren;
Ihr Busen wogt in wildem Sturm,
Was mag den Kummer nähren?

Der ersten Liebe holdes Licht
In ihrem Herzen flammet;
Sie kämpfet mit der heilgen Pflicht,
Durch Vaters Fluch verdammet.

Der hatte Wüstling ihn genannt,
Sie schön und lieb gefunden;
Drum war ihm, seit sie ihn gekannt,
Ihr Herz getreu verbunden.

Das hat der Vater wund gemacht,
Weil er gekränkt den Ritter;
Drum seufzte sie jetzt Tag und Nacht
Und weinte heiß und bitter.

Und wenn sie auch sein Bild vergaß
Um Vaters Lieb und Schmerzen;
So war doch stets ihr Auge naß,
Die Sehnsucht blieb dem Herzen.

Doch auf dem Idensteine sitzt,
Voll Rache und Gedanken,
Herr Ulrich und sein Auge blitzt,
Sein Plan kann nimmer wanken.

Er bot aus seinem ganzen Gau
Die Mannen zu den Waffen.
„Seid tapfer," sprach er, „eine Frau
Sollt ihr ins Haus mir schaffen!

Vertheilt euch eben rechts und links,
Bedeckt mir stets die Seite
Und folgt, gewärtig meines Winks,
Versteckt mir aus der Weite!"

6.

Nacht ists, es heulet graus und bang
Der Sturm durch Flur und Wälder.
„Wo bleibt der Vater doch so lang,
Kehrt sonst doch immer bälder?

Es wird so schwer mir um das Herz,
Mich drückt ein heißes Bangen;
O Gott, enthebe mich dem Schmerz,
Laß bald mich ihn umfangen!“

So seufzt Mechthilde, als vom Thurm
Das Horn des Wächters gellte,
Und lauten Schlags durch Nacht und Sturm
Das Paar der Rüden bellte.

Da meldet ihr mit freudgem Wort
Des Hauses Freund und Rather:
„Verspätet hat zu Limburg dort
Sich, Fräulein, euer Vater!

Bald kehret er, doch draußen harrt
Der Vortrab seiner Sassen!“
Sprachs, eilet fort, das Burgthor knarrt,
Die Ritter einzulassen.

Und mit verhülltem Angesicht
Sind die herein geritten;
Ein Widerstand war möglich nicht,
Es half kein Flehn, kein Bitten.

Sie hoben Mechthild auf ein Roß
Und jagten rasch von hinnen;
Bestürzung war im ganzen Schloß,
Verwirrung, was sie sinnen.

Spät kehrte heim die Ritterschaft,
Vom süßen Weine trunken,
Und Heldenmuth und Thatenkraft
Glomm nur in schwachen Funken.

Und eh man einen Plan gefaßt,
Die Räuber zu erjagen,
Da schwelgten die in guter Rast,
Und es begann, zu tagen.

7.

„Das war die Rache Ulrichs!“ klagt
Herr Eberhard mit Zähren.
„Was seiner Bitte ich versagt,
Dem Raub muß ichs gewähren!

Schon ist vielleicht entehrt mein Blut,
Ach, und durch Räuberhände!
O daß er, Tochter, stark und gut
Im harten Kampf dich fände!

Schwer soll der Rache grause Lust
Der Unhold bald mir büßen;
Dann schließ ich froh dich an die Brust,
Mein Alter zu versüßen!

Doch stark dort steht sein Felsennest,
Was soll ich da beginnen?
Die hohen Mauern, steil und fest,
Wie mag ich sie gewinnen!

Allein ich bin ja nicht allein,
Der Freunde zähl ich viele;
Sie ruft die Schmach und meine Pein
Zum blutgen Waffenspiele!

Ja, Rache, blutge Rache will
Ich auf den Räuber treiben;
Kein Stein soll ruhig mir und still
Dort auf den andren bleiben!

Ihn aber mag der Teufel dann
— Verzeih mir Gott die Sünden! —
Zerfleischet braten, wie er kann,
In tiefster Hölle Schlünden!"

So macht er leichter Herz und Gall
Und schicket in die Runde
Und bittet seine Freunde all
Zum blutgen Kampf und Bunde.

8.

Hoch ob dem Idenstein der Thurm
In graue Wolken raget;
Tief unten heiß durch Nacht und Sturm
Das arme Mägdlein klaget.

„Hilf, Vater! Vater, hilf geschwind
Mir aus des Räubers Klauen!
Es soll ihm dein verlaßnes Kind
Gewalt schon morgen trauen!"

So sprach und rang verzweiflungsvoll
Mechthild die blutgen Hände;
Aus ihren wunden Augen quoll
Der Thränen heiße Spende.

Kein Lüftchen trug des Jammers Ton
Zu mitleidsvollen Ohren:
Der Laut des Wehs war bald entflohn,
Das Weh bald neu geboren.

Herr Ulrich hört mit kaltem Blut
Des guten Mädchens Klagen
Und schwelget mit der Räuberbrut
Bei tollen Zechgelagen.

Vergeblich bot er Herz und Hand
Und sprach von Glück und Welten;
Was einst ihr Herz für ihn empfand,
Kann nicht dem Räuber gelten.

Vergeblich übt er seine Kunst
Und sprach von Tod und Sterben;
Der biederen Mechthilde Gunst
Kann ihm kein Drohn erwerben.

Drum soll sie in des Kerkers Nacht
Bei Nattern und bei Schlangen
Ihm schmachten, bis sie, zahm gemacht,
Erfülle sein Verlangen.

Doch bald verschwunden war die Frist,
Sich willig ihm zu schmiegen;
Gewalt nun soll, was Qual und List
Vermocht nicht, bald ersiegen.

9.

Am Idensteine liegt ein Wald,
Da wiehern Feindes Rosse:
Ein Zeichen gibt der Herold bald
Hinüber nach dem Schlosse.

Des Thurmes Hüter läßt geschwind
Sich auf dem Söller blicken.
„Gib, Ritter, mir heraus mein Kind,
Dann mag sichs friedlich schicken!

Wo nicht, so wird dein Räuberneſt
Mit Sturm genommen werden,
Und wär es, wie die Hölle, fest,
Geebnet, gleich der Erden!“

So rief Herr Eberhard hinauf,
Es flammt sein Zorn, wie Kohlen;
Doch schnöde Antwort kehrt darauf:
„Dein Kind magst du dir holen!

Doch suche dir ein Plätzchen aus
Rings an der ganzen Mauer,
Vor dems nicht deinem Häuflein graus,
Das nicht auf ewge Dauer!

Drum ist es besser, wenn du kehrst
Und dich zur Ruhe legest,
Eh du mit Schaden dich belehrst,
Daß du umsonst dich regest!

Sonst möchte stören mich der Laut
Von deiner Todten Jammer,
Wann morgen ich die zähe Braut
Geführt zur Hochzeitskammer!“

Doch den entflammt der bittre Spott:
„Auf!" donnert er, „beginnet!
Nicht weichet, bis, ich schwörs bei Gott,
Wie Staub, das Nest zerrinnet!"

Der Kampf begann mit wilder Hast,
Doch mußt er bald gewahren,
Daß nie sich ihm so große Last
Geboten und Gefahren.

10.

Schon war zur Hälfte Eberhards
So tapfre Schaar geschwunden,
Und um des Sieges Hoffnung wards
Verschlimmert stets gefunden.

Schon zweifeln Alle an dem Heil,
Das sollt ihr Mühsal würzen,
Sieh, da gelang es, einen Theil
Der Mauer einzustürzen.

Es donnert: „Vorwärts!" und im Sturm
Ersteigen sie die Mauer;
Zum Riesen wird der Rache Wurm
Und Wuth die stumme Trauer.

Doch furchtbar hält des Kampfes Wucht
Ulrich mit den Gesellen,
Die dort nach blutgebahnter Flucht
Rings um den Thurm sich stellen.

Nach beiden Seiten schwankt der Sieg,
Und Keiner weicht von dannen,
Bis plötzlich Ulrichs Stimme schwieg,
Und wankten seine Mannen.

Zum Söller war er aufgeeilt,
Im Arm die todtenblasse
Mechthild, und rief: „Ihr Thoren weilt,
Eh ich sie stürzen lasse!“

Dem unglückselgen Vater sprang
Das Herz vor bittrem Harme;
Der Hand entfiel das Schwert, und bang
Reckt er empor die Arme.

Ein Söldner stieß ihn durch und sprach:
„Nun, Alter, fahr im Frieden!“ —
„Genossen, rächet meine Schmach!“
Rief der und war verschieden.

Doch war entkräftet manche Brust
Und lag im Blut darnieder,
So gab der Anblick grauser Lust
Die Kraft den Rittern wieder.

Schon hatten sie den Thurm erklimmt
Und schon das Schwert gezücket,
Als an den Busen wildergrimmt
Ulrich die Maid gedrücket.

Da stürzte er mit Höllenwuth
Hinunter ins Geklüfte;
Es brauste laut der Flammen Gluth
Und heulten dumpf die Lüfte.

11.

Weh! klagte da das ganze Land,
Weh! scholls durch Berg und Thal!
Und weithin goß des Schlosses Brand
Der Flammen blutgen Strahl.

Zerronnen lag die Burg in Staub
Nach schrecklichem Gericht;
Der hohe Thurm nur ward der Raub
Des wilden Feuers nicht.

Da soll verbüßen seine Schuld
Des Ritters schwarzes Herz,
Bis ihn erlöst die ewge Huld
Durch seiner Reue Schmerz.

Drum nahm der Blitz das Haupt dem Thurm,
Das himmelan gestrebt;
Drum heult um Mitternacht der Sturm,
Wann ihn sein Geist umschwebt.

Da klagt er eine Stunde lang,
Zerrauft das Haar sich wild,
Bis ihm der Glocke zwölfter Klang,
Gezeigt Mechthildens Bild.

Dann rauscht er auf zum hohen Thurm
Und stürzt hinab zur Kluft:
Das Dunkel flieht, es schweigt der Sturm,
Der Geist zerfließt in Luft.

Gottes Finger. [1]

„Gott läßt mit sich nicht scherzen!“ So mahnt das heilge Buch,
Und dennoch sind die Herzen voll Frevel oft und Fluch,
Und Lippen strömen über die Leidenschaften blind,
Für die gespitzt in trüber Vermessenheiten sie sind.

O, welche Feder schriebe die Unglücksfälle all,
Wenn ungeahndet bliebe kein solcher Sündenfall?
Wenn er die Frevelsprüche, die auf der Welt geschehn,
Verwünschungen und Flüche ließ in Erfüllung gehn?

Doch ist er auch geduldig und straft nicht unverweilt,
Und macht sich Mancher schuldig der Langmuth, die nicht eilt:
So war doch auch nicht selten sein Strafgericht schon nah,
In dem das Aug der Welten klar seinen Finger sah.

Zu Niederbrechen lebte vor grauer Zeit ein Weib,
Kein Körpermakel klebte an ihrem schönen Leib;
Doch in dem Seelenleben ist keine Leidenschaft,
Der sie nicht war ergeben mit blinder, ganzer Kraft.

Obgleich gesegnet, dachte sie des Verhaltens nicht,
Das stets dem Weibe machte die Mutterschaft zur Pflicht:
Nein, ärger noch betrug sie im andren Stand sich nun,
Nach keiner Mahnung frug sie, dies Wesen abzuthun.

Ernst will bei ihr nicht frommen, die Milde reicht nicht aus,
Da endlich läßt sie kommen der Pfarrherr in das Haus.
Mit Freundlichkeit begegnet der Priester ihr und spricht:
„Der Herr hat dich gesegnet, gedenke deiner Pflicht!

[1] „In dieser Zeit vorgeschrieben (1394), sagt die Limburger Chronik, ward ein Kind gebohren zu Niedernbrechen, im Trierischen Bisthum, das war unten ein Mensch und auffwerts eine Gestalt einer Kröten gleich. Und war das ein Verhängnüß von Gott; wenn, da man dem Weib anzeigte, sie trüge ein Kind, so sprach sie und antwortete darauff, sie trüge eine Kröte. Und das war ihre Antwort allezeit.“

Gott läßt mit sich nicht scherzen! Er weiht den Ehestand,
Und unter deinem Herzen trägst du sein erstes Pfand!
Erfüll ihm dein Versprechen mit Muttersinn und Zucht
Und übe kein Verbrechen an deines Leibes Frucht!"

Also der Pfarrherr milde, doch rasend tobt das Weib,
Das Auge glüht ihr wilde, es zittert ihr der Leib.
„Was trag ich?" ruft sie schnöde und lacht den Warner aus:
„Ich trage eine Kröte!" und stürmet aus dem Haus.

Der Priester sieht mit Schrecken dem bösen Weibe nach,
Das, Gottes Zorn zu wecken, vermessen Hohn ihm sprach,
Und in dem ganzen Orte hört jedes Ohr entsetzt
Von ihrem Frevelworte die Hiobskunde jetzt.

Die schnellen Monde schwinden, es kommt des Weibes Noth;
Schmerzvoll ist ihr Entbinden, ein trübes Morgenroth!
Doch trüber brach und zager herein der helle Tag
Nun, da auf ihrem Lager das Erstgeborne lag.

Das Frevelwort des Weibes, es sah man unverhüllt
Am Segen ihres Leibes als Strafgericht erfüllt:
Entsetzlich anzuschauen, halb Mensch, halb Kröte war,
Das Wesen voller Grauen, das sie zur Welt gebar! —

Ein Wehe, dringt die Kunde durch den erschreckten Ort
Und pflanzet sich von Munde zu Munde bebend fort:
Die Zweifelvollen nahen, man denkt an bösen Scherz,
Doch was die Augen sahen, das glaubte bald das Herz.

Und weit und breit im Lande war keine Gattin mehr,
Die nicht in diesem Stande hielt ihre Pflichten hehr,
Die, still und gottergeben, mit Muttersinn und Zucht
Ließ reifen für das Leben nicht ihres Leibes Frucht. —

Wohl sah die Menschheit selten verletzte Mutterpflicht
Den Himmel nur vergelten durch solch ein Strafgericht;
Doch eine andre Rache ist stets dem Frevel nah,
Der, diese heilge Sache mißachtend, je geschah.

Sieh nur so manches Kleine, voll von Gebrechen, an:
Die Mutter hat alleine dies Leid ihm angethan!
Sieh ihre Leidenschaften, die, deutlich ausgeprägt,
Schon oft am Kinde haften, das sie am Busen trägt!

Ja, siehs und nimm zu Herzen, o Gattin! deine Pflicht,
Und wenn dich Krüppel schmerzen, o dann vergiß auch nicht,
Daß von den Mißgestalten so traurig keine deucht,
Als welche dein Verhalten am Geist des Kindes zeugt!

Die Schlacht bei Diez.

(16. Sept. 1796.)

Es sammeln sich viel Rotten Franzosen an der Lahn,
Doch Nichts von Siegsgepränge bezeichnet ihre Bahn:
Ihr Anblick bringt die Kunde von manchem herben Schlag,
Mag auch Triumphe singen die Zeitung Tag für Tag.

Woher die Zahl der Wunden, die diese Schaaren deckt,
Wenn siegreich Frankreichs Adler[1] die stolzen Schwingen reckt?
Was Donau sah und Franken, daß lebe Deutschlands Gott,
Das suchst du zu verhehlen vergeblich, Bernadotte!

Dort von der Höhe winket ein Schloß — Oranienstein,
Das soll für deine Dränger ein böses Omen sein!

[1] Für Geschichtskundige wird bemerkt, daß Napoleon erst am 3. Dez. 1804 die neuen Fahnen mit dem goldnen Adler an die Truppen austheilen ließ. Den gallischen Hahn, dieses Thier, welches, wie er sagt, auf dem Miste lebt und sich vom Fuchse fressen läßt, mochte er nicht. — Omen, Vorbedeutung, Vorzeichen.

Du kommst, dich zu verschanzen [1] in seinem Angesicht:
Die Heldengeister rauschen, schreckt dich ihr Zürnen nicht?

Noch decket Nacht die Fluren mit ihrer Finsterniß,
Da nahen Oestreichs Krieger, langsam, jedoch gewiß:
Churmainzische Husaren verkündeten ihr Nahn
Und fragten nach der Stellung der Feinde an der Lahn.

Und gleich als wolle schützen Natur sie vor Verrath,
So warf sie einen Schleier um ihren stillen Pfad;
Ein starker Nebel wallte dicht über Höhn und Thal,
Bis von dem Thurm die Glocke erklang das neunte Mal.

Da lichtete sich mählich die ganze Gegend auf,
Und als die eilfte Stunde vollendet ihren Lauf,
Da tönten die Geschütze, da loderte der Kampf,
Es blitzten Feuerschlünde und sprühten Todesdampf.

Ha, welch ein buntes Wogen entlang der Thalesschlucht!
Es stürzen die Franzosen dahin in wirrer Flucht,
Und wie ein wilder Gießbach, der aus dem Ufer brach,
So setzen Oestreichs Helden dem flüchtgen Feinde nach.

Da winkt ihm von der Höhe das Schloß Oranienstein,
Und es, es soll den Drängern ein Ort der Zuflucht sein?
Wohl donnern die Kanonen, die dort sie aufgepflanzt,
Doch seht, wie der Franzose so rasch den Kehraus tanzt!

„Oranien!" so jauchzte der Deutschen kühne Brust,
„Oranien!" und höher glomm ihre Kampfeslust:

[1] Seit Anfang Septembers suchten die Franzosen durch Verschanzungen auf der Höhe von Offheim ihre Stellung an der Lahn zu sichern. Ihre Truppen marschirten bald den Strom hinunter, bald hinauf, und Niemand konnte aus ihren Bewegungen klug werden. Poncet hob selbst die Belagerung Ehrenbreitsteins auf und nahm seine Stellung bei Diez. — Nach der Darstellung dieser Schlacht, wie sie ein Augenzeuge in den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1796 in ungebundener Rede gibt.

Sein Heldenstern, er zeiget der muthgen Schaar die Bahn,
Und Rettung muß sich suchen der Feind jenseit der Lahn.

Zwar faßt dort neu er Posten auf Heistenbachs Gefild,
Es dröhnen die Kanonen, Granaten brausen wild,
Die Stadt in Brand zu schießen, um Oestreichs Vorderhut
Zu halten, welche Wunder des Heldenmuthes thut.

Zwar spielt vom Petersberge auch wacker sein Geschütz,
Der Brand der Brückenstraße dient ihm als feste Stütz;
Denn bei des Rückzugs Eile wars möglich ihm nicht mehr,
Die Brücke abzuwerfen trotz aller Gegenwehr.

Doch plötzlich zieht im Haine, wo ragt Oranienstein,
Das wackere Geschütze der deutschen Kämpfer ein
Und gibt nun solche Salven, daß die Franzosen bald
Zurück die Waffen führen zum Altendiezer Wald.

Früh war aus Diez geflohen meist die Bevölkerung,
Auf Berlenbachs Anhöhe stand flüchtig Alt und Jung:
Die gute Stadt, wie tobte um sie die blutge Schlacht,
Wie hielt in ihren Mauern Tod und Verderben Wacht!

Rings auf den Höhn Geschütze, in ihren Gassen Kampf,
Und über ihr die Wolken von Rauch und Pulverdampf,
Durch die mit lautem Prasseln empor die Flamme schlug,
Die ihrer Bürger Habe, wie Staub, von dannen trug!

Sturm läuteten die Glocken, allein ihr Ruf verklang,
Als töne er dem Städtchen nur noch den Grabgesang;
Es fiel ein Kugelregen, und Niemand unterstand
Sich, nach der Stadt zu eilen, zu löschen diesen Brand.

Doch lange nicht, da hatten Rothmäntler hier sich Bahn
Gebrochen und erstiegen die Höhn jenseit der Lahn,

Und auch bei Limburg sah man die Helden übergehn,
Und alle Fahnen Oestreichs am andren Ufer wehn.

Wohl hatten Frankreichs Schaaren dort heftig auch gekämpft,
Doch nimmermehr das Feuer des deutschen Muths gedämpft,
Und steckten sie die Brücke am Schafkopf auch in Brand,
Die Lahn trug ihre Söhne wohlauf zum rechten Strand.

Da erst begann das Treffen nun mit der höchsten Gluth,
Es kämpften die Parteien erbittert und voll Wuth
Von Runkel bis hinunter, wo an des Flusses Strand
Fachingens Brunnen sprudelt Genesung für das Land.

Gedeckt durch das Geschütze, das bei Oranienstein,
Wie auf dem Gutenberge, mit Salven spielt darein,
Dringt Oestreichs Fahne vorwärts, und Frankreichs Gegenwehr
Wird schwächer, wie der Abend sich neigte, mehr und mehr.

Doch plötzlich brach ein Haufe bei Gückingen hervor,
Der dessen Waldgehäge zum Hinterhalt erkor,
Und drängte durch sein Feuer, gar mörderisch, mit Glück
Die Deutschen bis zum Rande des Petersbergs zurück.

Doch ob auch Oestreichs Wage in diesem Angriff stieg,
Es stand im Buch des Schicksals für heut nicht Frankreichs Sieg:
Verstärket und beseelet durch das erkämpfte Theil,
War jenen dieses Tages Triumph so leicht nicht feil.

Ein neuer Sturm erfolgte, die Tapfren liebt das Glück,
Aus seiner Stellung schlugen sie neu den Feind zurück,
Der nun das Weite suchet und in die Waldung flieht,
Die hinter Altendiez sich entlang der Fluren zieht.

Verzweiflungsvoller kämpfte bei Offheim Frankreichs Schaar,
Wo sichrer ihre Stellung durch dessen Lage war.
Lang währte dort das Schlagen, denn gleich und gleicher Muth
Erweckte da und schärfte des Kampfes wilde Gluth.

Ein furchtbar schönes Schauspiel, das dort dem Aug sich beut:
Von tausend Lichtern deuchte der Lahnstrom überstreut,
Und hundertfacher Donner bricht an den Höhn sich dumpf,
Als freue das Geschütze der blutige Triumph!

Im Städtchen hier das Feuer, das in dem Strome strahlt
Und roth sich in dem Dämmern des Abendhimmels malt,
Und dort des Mondes Leuchten, der eben voll und rund
Die dunkelrothe Scheibe aufwälzt im Hintergrund!

Ein furchtbar schönes Schauspiel! — Doch ha! ein andres nun,
Ein heitres, sieht mein Auge dort eben auf sich thun:
Der Geist des Römersiegers zieht durch die deutsche Schaar,
Es weichen die Franzosen und siegt Germaniens Aar!

Gewonnen ist die heiße, die blutgetränkte Schlacht,
Froh schließt in ihre Arme den schönen Tag die Nacht:
Oraniens Heldengeister beginnen Jubelsang
Und rauschen siegestrunken den heimschen Strom entlang!

Entdeckung und Beschreibung des Fachinger Sauerbrunnens.[1]

(Um 1745.)

Gott hat die Nassau reich mit Brunnen angefüllet,
Woraus der beste Tranck, ein Tranck des Lebens quillet,
Ein süßes Wasser, das den leicht- und regen Geist

[1] Aus den Dillenburger Intelligenznachrichten von 1786, wo der Verfasser sagt, daß er diesen Aufsatz, den er in Bruchstücken dort mittheilt, in jüngeren Jahren gefertigt habe.

In Bläsgen ohne Zahl durch Wirckſamkeit beweiſt,
Von dem Gebirge ſich hell aus der Quell ergieſet,
Geläutert, klar und rein durch einen Kiesgrund flieſet,
Aus Thon im Thal entſpringt, nach Oſten ſich erſtreckt,
Dem Munde angenehm, und doch nach gar nichts ſchmeckt,
Von Kalck nichts bei ſich hat, nichts von Salpeter führet,
Dem Froſte widerſteht, nicht bald zu Eis gefrieret,
Nicht warm im Sommer iſt, im Winter nicht zu kalt,
Und, wie belebt, im Teich der Fiſche Aufenthalt.
An Labſal, Heil und Kraft, an Wirckung und Gedeihen
Trutzt dieſer edle Tranck den beſten Arzeneyen,
Und die Erfahrung lehrt, daß öfters keine Cur,
Kein Mittel beſſer ſey, als Waſſer und Natur.
Den Säften und dem Blut, wodurch wir ſind und leben,
Muß es das Flüßige, den Trieb und Umlauf geben.
Es löſt, erweicht, dringt durch, verdünnet und zertheilt,
Und macht, daß keine Pflicht des Körpers ſich verweilt.
So dient es allgemein, den Krancken und Geſunden,
Und wird hier, wenn er iſt, der Weiſen Stein gefunden.

Es zeigt ein Waſſer ſich auf gar verſchiedne Art,
Was den Geſchmack vergnügt, den Leib geſund bewahrt.
Der weiſe Gott muß hier für ſo viel gute Gaben
Für unſer Wohl den Danck auch unſers Herzens haben.
Er hat das Waſſer kalt, heis, warm und lau gemacht,
Geiſt, Salz und Vitriol vermiſcht hinein gebracht;
Und es glimmt unverlöſcht ein Feuer in der Erde,
Daß ihm das Heil gekocht, die Kraft verliehen werde,
Wenn Eiſen, Schwefel, Stein, Kalck, Waſſer ſich vermengt,
Von ſelbſt, durch Luft und Wind, hitzt, dämpft und Flammen fängt,
Sich immer zeugt und brennt, ſeit ſo viel tauſend Jahren,
Als Aetna und Veſuv in Glut und Feuer waren.
Hier, wo die Waſſer ſtets in heiſem Wallen ſtehn,
Da läßt der Urſprung ſich der warmen Bäder ſehn.

Der kalte Sauerbrunn wird gleichfalls hier gebrauet,
Und die Gesundheit ihm so wircksam anvertrauet.

Auch in der Nassau brennt noch mehr, als ein Vulkan,
Und füllt die Wasser da mit seiner Heilkraft an.
Dort, wo die Berge stolz bis in die Wolken steigen,
Und hohe Thürne sich von steilen Felsen zeigen,
Da raucht das Emser Bad, zur Lindrung mancher Qual,
Am Fluß der kühlen Lahn, im fruchtbar grünen Thal,
Und öffnet sich die Gruft, an unterschiednen Stellen,
In warmen, laulichen und siedendheissen Quellen.
Das graue Alterthum gab sie der nassen Au,
Und sie erhält sie noch in einem edlen Bau.
Da ist der Siechen Zahl von Jahr zu Jahr genesen,
Und Waschen, Dampf und Tranck ihr Leben oft gewesen.
Man könte zum Beweis mit so viel hundert Krücken,
Als je ein Bad gehabt, noch mehr das Embser schmücken.

Der segensvolle Strom, der oft dem Nil nicht weicht,
Wenn er mit sanfter Fluth die junge Saat bestreicht,
Die edle Lahn führt uns hinauf durch grüne Auen,
Und läßt uns da den Grund des Namens Nassau schauen
Im grauen Alterthum, das hier sich gros erhält,
Und uns sein Heldenhaus, auch Lauernburg darstellt.
Bey Fachingen, von Diez kaum eine Viertelstunde,
Da selbst im bunten Thal, in einem Wiesengrunde,
Quillt in und an der Lahn ein rein und edler Tranck,
Der, überströmt durch sie, dem Auge oft versanck;
Doch heller, als Crystall, sich nach den Fluten zeigte,
Und, kühl und frisch, dem Mund ein wahres Labsal reichte,
Ein Wasser, flüchtig, leicht, klar, spielend, perlenhaft,
Voll Geist und fixer Luft, voll von Gesundheitskraft.

Wie lange hat verdeckt der edle Tranck geflossen,
Eh ihn ein Sterblicher zu seinem Heil genossen!

Mit frembdem Wasser noch vermischt, und unbekant,
Versenckte sich die Quell in lockern Kies und Sand.
Ihr Trieb und freyer Lauf, ihr Ausbruch blieb gehemmet,
Und war mit Erde, Stein und Letten zugestremmet.
Doch zwang sie sich hindurch, und tröpfelte hervor,
Dem Auge Silberpracht, sanft rieselend dem Ohr,
Bestrich, als wie mit Gold, den Ranf der grauen Erde,
Und offenbarte sich nach ihrem innern Werthe.
So sprudelte die Quell am Ufer an der Lahn,
Und öffnete im Fluß weit stärcker sich die Bahn.
Hier war der Schiffer es, der sie zuerst entdeckte,
Dem dieser kühle Trunck, im Hut gefangen, schmeckte,
Der, durstig und erhitzt, ihn gierig zu sich nahm,
Und der, auch noch vermischt, ihm immer wohl bekam.
Ein solches Labsal war diß Wasser den Gesunden,
Von Krancken ward es auch bald heilerfüllt gefunden.
Zur Untersuchung gab den Antrieb und die Spur
Ein Wundarzt [1] und der Ruf von einer Fischers-Cur.

Nun spürte man recht nach, und fand die ächte Quell.
Sie theilte sich, und sprang doch immer starck und hell;
Nur daß sie in dem Lauf vom wilden Wasser litte,
Das ihr die Reinigkeit und Schärfe noch bestritte.
Ihr Ursprung senckte sich zur Erde tief hinein.
Daher umgrub man sie, um sie bequem und rein,
Vom andern Wasser frey, am rechten Ort zu fassen;
Allein man muste bald die Arbeit unterlassen.
Es stieg aus dieser Höhl ein dicker Schwefelduft,
Und raubte jedem fast den Athem und die Luft.
Es traute keiner mehr, den Boden zu betretten,
Der Handwercksmann entfloh, und suchte sich zu retten.
Die Grube war schon gros, auch mancher unverzagt,
Von dem die Ruckkehr ward aus Wisbegier gewagt.
Doch hatte man das Werck kaum wieder angetrieben,

[1] Der Gerichtsschöffe und Chirurg Bender zu Diez trug nicht wenig zur Aufräumung und zum Gebrauche des Brunnens bei.

Da gab es ein Geschrey: „Ach, der ist tod geblieben!“
Er lag gefühllos da, in Ohnmacht hingestreckt,
Doch an dem Leibe warm und ganz mit Schweis bedeckt.
Man eilte ungesäumt, ihn aus der Gruft zu ziehen,
Nun wolte jeder sich, sein Arz zu seyn, bemühen:
Allein er kam alsbald mit einem muntern Blick
Und voller Kraft von selbst ins Leben neu zurück.

Die Forschungskunst fuhr fort, das Wasser zu probiren,
Und es lies neue Kraft und Wirksamkeit verspüren.
Dem Auge zeigte sich ein hüpfend Geisterheer,
Und ihren Reiz empfand die Zunge noch vielmehr:
Die heilsam fixe Luft, wovon viel Kräfte kommen,
Ward vorzüglich bey ihm in Menge wahrgenommen.
Ihm kam, von schädlichem Gemische völlig frey,
An Leicht= und Reinigkeit kein andres Wasser bey.
Es braust' und wallete starck auf mit sauern Sachen,
Und fieng ihr helles Licht bald dunckler an zu machen.
Es löste Baumöhl auf, der dick im Glas erschien,
Und färbte nach und nach Violen=Syrup grün.
Galläpfelpulver gab ihm eine braune Röthe,
Die Thee und Tormentil ein wenig nur erhöhte.
Es reitzte und entband den scharfen Salmiac,
Und flüchtig trieb ein Dunst das Schnupftuch aus dem Sack.
Im Wasser lies sein Geist, das Auge zu ergötzen,
Ein blaulicht dünn Gewölck und etwas Schleim sich setzen.
Zerfloßnes Weinsteinsalz nahm ihm die Klarheit nicht,
Vom Vitriolgeist sprang manch Bläschen ins Gesicht.
Einst, da es ward verkocht, gerieth der Satz in Flammen,
Gab einen starken Knall und schlug den Topf zusammen.

Man wiederholte, man vermehrte den Versuch,
Der Krancke ward gesund: das, das bewies genug.
Hier ward der Lauf gehemmt von so verschiednen Plagen,
Die fast ein jedes Glied der Sterblichen zernagen,

Der Kranckheit Sitz zerstört, der rege Schmerz gestillt,
Mit neuer Lebenskraft der schwache Leib erfüllt,
Von dem sonst nahen Tod die Spur nicht mehr bemercket,
Der Magen sanft gereitzt, erwärmet und gestärcket,
Der zähe Schleim gelöst, der Auswurff leicht verschafft,
Dem Körper zugeführt ein reiner Nahrungssafft,
Der Trieb des frischen Bluts im Umlauf mehr erreget,
Der zarte Nervensafft zur Wirckſamkeit beweget,
Das Hirn gereiniget, der Geist und Sinn belebt,
Die Fröhlichkeit erweckt, der Schwehrmuth widerstrebt,
Empfindung und der Zweck des Daseyns in der Welt
In einem offnen Kopf ermuntert hergestellt,
Hypochondrie verbannt, die Quelle der Beschwerden,
Sich selbst zur Last zu seyn, und andern es zu werden,
Das Herz vom Druck befreyt, der es mit Aengsten beugt,
Wenn ein Polyp versteckt sich in den Adern zeugt,
Das Haupt von Schmerz und Schlag, die Brust vom Zwang entbunden,
Der Flüsse Heer zerstreut, der Husten überwunden,
Catarr und Fieber, bald von Kälte, bald von Hitz,
Gehoben und zerstört in seinem festen Sitz,
Die Leber und die Lung geheilet von Geschwüren,
Der Stoff zu Gries und Stein zermalmt in Blas und Nieren,
Das wie verschlossene, das schlaffe Eingeweid
Gestählt, geöffenet und von der Qual befreyt,
Die scharfe Säuere, das eckle Fett zertheilet,
Die Galle abgeführt, die Gelbsucht leicht geheilet,
Der Fäulnis, welche schon griff Blut und Leben an,
Einhalt und Widerstand aufs schleunigste gethan,
Der krumme Gliederwuchs dem zarten Kind gestrecket,
Der alt' und schwache Fuß gestärckt zum Gehn erwecket,
Der Wind- und Wassersucht ein offner Gang gemacht,
Die weiße Zeit gefärbt, die Blum zur Flor gebracht,
Das Podagra gestillt, das zähe Gicht zerrissen —
Und wer kann alles Heil und alle Curen wissen!

Zuletzt kam noch darzu auch ein Versuch mit Wein,
Nun leuchtete erst recht des Heilbrunns Tugend ein.
Wer spricht den Deutschen ab die Stärke, zu ergründen,
Und wer beneidet nicht ihr Glück in dem Erfinden?
Doch haben sie nicht leicht was wichtiges gethan,
So lehrt schon Tacitus, das Glas hat Theil daran.
Auch hier geschah es so zu einem guten Zeichen:
Denn diese Forschungskunst hat wenig ihres gleichen.

Das Feuer, der Versuch, die Arbeit und der Fleis,
Erregt das nicht den Durst, wie den Gelehrten Schweis?
Hier ward des Wassers Kraft, sein Werth erst ganz erfunden,
Ein Glas mit Wein vermischt zur Stärckung ausgetruncken,
Zum Labsal wiederholt, und allgemein bemärckt,
Was jeden Sinn gereitzt und Herz und Haupt gestärckt.
Auf einmal plötzlich stieg, mit Rauschen und mit Wallen,
Ein Schwarm von Bläsgen auf, in spielend kleinen Ballen.
Ein lieblich düftender, ein diamantner Schaum,
Elastisch aufgethürmt in seinem engen Raum,
Erhob sich aus dem Glas, als mit sich selbst im Kampfe,
Und füllete die Luft mit zartem Rauch und Dampfe.
Mund, Auge, Ohr und Nas, die griff er reitzend an,
Je mehr der Perlentrunck noch brausend ward gethan;
Und Wein, der seinem Wirt sonst wenig Gäste brachte,
Der war es, der im Glas sie alle hier anlachte.
Die rasche Jugend und sein saurer Geist verflog,
So daß er angenehm das leckre Maul betrog.
Nur lies er sich im Faß nicht, wie im Glas, verwandeln;
Wer würde sonsten noch mit alten Weinen handeln?
Genug für Wirt und Gast — der Eßig war besiegt,
Und gab mit Wasser Wein, der Mund und Herz vergnügt!

Den Zucker hatte man zum Beystand mit genommen:
Umsonst — doch lies man ihn auch zum Versuche kommen,
Und glücklich, so vermischt, entdeckte ferner sich,

Daß dieser neue Tranck nun dem Champagner glich —
An Farbe, Schaum, Geschmack, am Springen aus dem Glase,
Am Bräckeln auf der Zung, am Kützeln in der Nase,
Am Grübeln im Gehirn, am frohen Herzerwärmen,
Mehr, als Champagner, noch am Stärcken der Gedärmen.
Es offenbarte sich auch dieses Heil darbey —
Ein Lieblingstranck zugleich die beste Artzeney.
Für böser Fieber Wuth, für Fäulnis, die entstanden,
Für manches Uebel sonst war Hilfe hier vorhanden,
Die durch Erfahrung sich schnell und bewährt erwies,
Und Kranckheit, Schmerz und Tod oft wunderbar verstieß.

So ist es Artzeney, so ist es Zeitvertreib,
So heilet es die Seel, so heilet es den Leib,
So ist des Heilbrunns Kraft aufs thätigste bewiesen.
So laßt uns dann erfreut den edlen Tranck geniesen,
Und danckt, erquickt, gestärckt, geheilt, dem, der ihn giebt:
O Mensch, wer ist es? — Gott, der Schöpfer, der dich liebt!

J. F. E.

Der Lahnnixe Opfer.[1]

Ein Lied der Wehmuth klinget
Durchs Uferschilf der Lahn,
Das scharf zu Herzen dringet
Dem Wandrer auf nächtlicher Bahn.

Dort sitzt auf buntem Teppich
Des Stromes schöne Fee,
Ein Schleier, grün, wie Eppich,
Umwallt ihren Nacken von Schnee.

[1] An den Orten der Lahn, wo viel gebadet und Schlittschuh gelaufen wird, ist das Unglück des Ertrinkens nicht selten, und es geht daher die Sage, daß die Nixe des Stromes alljährlich ihr Opfer fordere.

Aus irdischem Geblüte
  War ihr ein Jüngling lieb;
Der täuschte ihre Güte
  Und floh sie, ein grausamer Dieb.

Das Lied gibt davon Kunde,
  Das sie so traurig singt,
Das scharf von ihrem Munde
  Zu Herzen dem Wanderer dringt.

Im Frühling und im Herbste
  Singt sie dies Klagelied;
Ihr Schmerz ist dann der derbste,
  Seit treulos der Liebste sie mied.

Führt aber seine Tage
  Der Sommer durchs Gefild,
So schweiget ihre Klage
  Und Hoffnung umfächelt sie mild.

Dann kommen ja die Knaben,
  Heiß von des Tages Gluth,
Die Glieder zu erlaben
  In ihrer so kühligen Fluth.

Und führet seine Tage
  Der Winter durchs Gefild,
So schweiget ihre Klage
  Und Hoffnung umfächelt sie mild.

Dann eilet ja in Haufen
  Die Jugend zu dem Fluß
Und sucht, durch Schlittschuhlaufen,
  Zu schaffen sich heitren Genuß.

Und er, er sollte fehlen
  Allzeit in diesem Kranz?
Er sollte fort sich stehlen,
  Wo Freude erblühet, so ganz?

Tief in dem Schoos der Wogen,
  Da lauert sie mit Gier,
Bis kommt heran gezogen
  Die Schaar, zu vergnügen sich hier.

Sie zähmt der Wirbel Tosen,
  Das an die Tiefen mahnt,
Daß von den Sorgenlosen
  Gefahren kein Einziger ahnt.

Läßt Löcher in dem Eise,
  Die bei der raschen Fahrt
Oft auf dem glatten Gleise
  Geblendet das Aug nicht gewahrt.

Da kommt ein schmucker Knabe,
  Der muß ihr Liebster sein!
Und froh, daß sie ihn habe,
  Zieht sie in die Fluth ihn hinein.

Sie drückt ans Herz ihn heiße,
  Berauscht von süßem Wahn,
Daß er sich los nicht reiße
  Und finde zum Ufer die Bahn.

Sie drückt ans Herz ihn, wähnend,
  Daß es ihr Liebster sei,
Und weiß nicht, wie er thränend
Gedenkt einer anderen Fei.

Sie drückt ans Herz ihn, harrend
  Erwiedrung ihrer Gluth,
Und fühlt nicht, wie erstarrend
  Er endlich im Arme ihr ruht.

Erst mit dem neunten Tage
  Sieht sie die Täuschung ein,
Und laut wird ihre Klage:
  „Das kann mein Geliebter nicht sein!

Er schloß mit zarten Armen,
  Mich heiß an seine Brust,
Da fühlte ich erwarmen
  Mein Herz zu der seligsten Lust!

Der aber liegt so starre
  Am Busen mir — nein, nein!
Den Rechten ich erharre,
  Das kann mein Geliebter nicht sein!"

Sie klagts und läßt mit Schnelle
  Den Jüngling aus der Hand,
Und sieh! es spült die Welle
  Den Leichnam erstarrt an den Strand.

Und Mancher ward gezogen
  So noch von ihr ins Grab,
Den sie zurück den Wogen
  Getäuschet als Leiche dann gab.

Doch deuten ihr die Leute
  Als Rache diesen Wahn,
So oft ein Opfer heute
  Verschlingen die Wellen der Lahn.

Lied eines Nassauers.

Was gleicht dem Land, das mild und schön
  Rhein, Main und Lahn umschließt,
Wo, gleich dem goldnen Kanaan,
Was Viele nur im Geiste sahn,
  Uns Milch und Honig fließt?

Stolz kann mein Blick nach Süd und Ost
  Nach West und Norden sehn;
Vom Rhein bis an der Donau Strand,
Vom Taunus bis ans Alpenland
  Ist keins so reich nnd schön!

In keinem quillt ein Rebensaft,
  Dem Rüdesheimer gleich;
In keinem wechseln Thal und Höhn
Und Flur und Wald so wunderschön,
  Als hier im nassen Reich.

O, welch ein Land, das Kranken selbst
  Verjüngtes Leben schafft!
Da rinnt aus manchem Labequell,
So schmerzenlindernd, warm und hell,
  Dem Dulder Trost und Kraft.

Fliedner.

Meine Heimath.

Meiner Heimath Berge blauen
  In des Morgens goldnem Licht:
Flur, so wonnig anzuschauen,
  Eine schönre gibt es nicht!

Saat und Blüthen, Frucht und Trauben,
Berg und Thal und Fluß und Strand
Mahnen an den alten Glauben
An ein Feeenwunderland.

Sage, hold und wonnetönig,
O, du scheinst kein bloser Traum,
Seh ich dort den alten König
Und des Feldbergs blauen Saum!
Hier des Mainstroms klarer Spiegel,
Frohbelebt dort Rhein und Lahn,
Alles trägt der Wahrheit Siegel,
Die nur deucht ein holder Wahn!

Nimmer fände zwar ich Töne,
Dich zu singen, wie du bist,
Säng ich auch von deiner Schöne
Meines Lebens ganze Frist;
Doch des Herzens wärmste Klänge
Gelten dir, o theures Land!
Kleine Lieder, schlichte Sänge,
Wie die volle Brust sie fand!

Wird mir auch in deinen Gauen
Für mein Haupt ein Plätzchen kaum,
Wo mich, deine Pracht zu schauen,
Müde, grüßt ein süßer Traum;
Find ich doch nach kurzem Schlummer
Deine Schönheit neu erwacht,
Und verscheucht des Busens Kummer,
Wie die Dämmerung der Nacht!

Blüht mir auch in diesen Tagen
Sonst kein Glück in deinem Schoos,
Weiß das Herz nur zu ertragen
Solch ein schlichtes Sängerloos!

Und was sollt ich weiter fodern
Unter diesem Sternenzelt?
Fühl ich ja im Herzen lodern
Einen Funken jener Welt!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

Die Nixe der Lahn 5
Kaiser Wenzel. Von F. G. Drimborn 7
Geistesgruß. Von v. Göthe 8
Die Templer von Lahneck. Von A. v. Stolterfoth . . 9
Ems. Von * * * 11
Der Bubenquell zu Ems 12
Die Thurmruine zu Dausenau 14
Die Rittersfrau vom Steine. 1. Von G. C. Braun. 2. Von K. Simrock. 3. Die Mutter. Von W. Genth . . 16
Das Fräulein vom Steine. Von W. v. Waldbrühl . . 20
Der Nassauer. Von A. Calaminus 22
Nassaus Helden. Von Jos. Muth 25
Drutwins I. Tod. Alte Reimverse 28
Herzog Engelbert II. von Nassau 30
Heinrich III. von Nassau 31
Die sieben Fräulein von Arnstein 33
Lied von der Nymphe zu Geilnau. Von A. F. E. Langbein . 36
Der Graf von Schaumburg und der Bauer von Staffel . 38
Der Schuster auf Ardeck. Von Jos. Kremer . . . 39
Das blaue Ländchen. 41
Seltene Hilfstruppen 43
Der hochherzige Krieger 44
Die Christmette in der Berger Kirche. 1—6. 45
Der seltsame Traum 52
Kaiser Konrad I. 1. Die Königswahl. Von Fr. Eich. 2. Deutsche Regentengrößd. Nach G. C. Braun. 3. Deutscher Fürstensinn. Von A. Diefenbach 55
Konrad Kurzbold 62
Das Gemorde in der Domkirche zu Limburg 66
Friedrich von Hatzstein, Stadthauptmann von Limburg . 67
Das Mahl zu Gretenstein. Von Jos. Rühl 69
Die Kunde von Ditkirchen. 1—3 71
Die Kirche zu Ditkirchen. Von Daniel Zöllner . . . 74
Die Legende vom h. Lubentius 77
Die Marienkapelle auf dem Herzberge bei Hadamar. Von Jos. Muth 79
Die Zerstörung von Dornburg 1—7 81
Kloster Beselich 1 und 2. Von Jos. Rühl 90
Die Wölwenhöhle bei Weilburg. 1—17 97
Das Hundchen des Fürsten 121
Elegie. Von P. J. Schneider 123

	Seite
Unser Westerwald. Von Hangard	126
Der Unkenkönig vom Seeweiher	128
Die Abbekirch bei Arborn	130
Das Hotzelmouslied oder Lob der Hotzeln. Von K. Ch. L. Schmidt	131
Die Pest in Herborn. Alte Reimverse	134
Die erste Kartoffel in Nassau	136
Kartoffellied eines Westerwälders. Von ***	138
Der Bardenstein	140
Der nächtliche Ritter	147
Wilhelm I. von Oranien. Von Crisalin. (Sinclair.) . .	150
Wilhelm von Oranien in Dillenburg. Von Jos. Muth . .	153
Die Linde zu Dillenburg. Von Jos. E. Braun . . .	155
Ludwig und Adolph von Nassau oder die Schlacht beim Kloster Heiligerlee. Von Jos. Muth	157
Johann VI. oder der Aeltere von Nassau	159
Ludwig und Heinrich von Nassau oder die Schlacht auf der Mooker Haide. Von Jos. Muth	165
Die Utrechter Union und Wilhelm von Oranien. Von demselben	167
Prinz Moriz von Oranien	168
Friedrich Heinrich von Oranien. Von Jos. Muth . .	170
Der Graf von Nassau und der Kriegshauptmann Rollshausen aus Friedelshausen	171
Marschlied der oranischen Freiwilligen. Von *** . . .	171
Der Jungfernraub	173
Der Hunnen- oder Heunstein. 1 und 2. Von W. Keim .	174
Von den sechs Helden. Von C. Calaminus	179
Jungfrauenordnung auf dem Schlosse zu Driedorf. Alte Reimverse	181
Kloster Marienstatt. 1. Von A. H. 2. Von P. J. Devora. 3. Von Jos. Muth. 4. Die Prozession. Von G. E. Braun	185
Wiedervergeltungen. 1 und 2.	197
Der Gangolfsbrunnen zu Meudt. 1 und 2.	202
Montabaur	206
Mechthilde von Waldmannshausen und Ulrich v. Idstein. 1—11	208
Gottes Finger	223
Die Schlacht bei Diez	225
Entdeckung und Beschreibung des Fachinger Sauerbrunnens. Von J. F. E.	229
Der Lahnnixe Opfer	236
Lied eines Nassauers. Von Fliedner	240
Meine Heimath	240

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Henninger, Aloys,

Nassau in seinen Sagen, Geschichten und Liedern fremder und eigner Dichtung

Bd.: 3

Wiesbaden 1845

P.o.germ. 599 y-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10110856-8